

# Archäologische Untersuchungen an der Kirche St. Martin in Chur

Autor(en): **Descoedres, Georges / Carigiet, Augustin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **47 (1990)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-169087>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Archäologische Untersuchungen an der Kirche St. Martin in Chur

VON GEORGES DESCŒUDRES und AUGUSTIN CARIGIET



Abb.1 Planprospekt der Stadt Chur aus dem Schloss Knienburg, anonym, um 1640, Ausschnitt mit der Martinskirche und dem Hof. Öl auf Leinwand. Chur, Rätisches Museum.

Die evangelische Kirche St. Martin in Chur bietet sich heute in den wesentlichen Teilen als spätgotischer Bau dar, bestehend aus einem vierjochigen Langhaus mit einem Seitenschiff im Norden sowie einem dreijochigen Polygonalchor. Langhaus und Chor sind beide gewölbt und weisen ein durchgehendes Satteldach auf. Der mächtige, hochaufragende Glockenturm ist im Norden vor die Fassade des ebenfalls gewölbten Seitenschiffes gesetzt worden.

Vom Frühjahr bis zum Herbst 1989 wurden im Zuge einer Gesamtrestaurierung der Kirche durch das Architekturbüro A. Liesch, Chur, Bauuntersuchungen an den Fassaden durchgeführt.<sup>1</sup> Ausgenommen davon blieben die Fassaden des Turmes und ebenso das Innere der Kirche, wo lediglich eine Reinigung des bestehenden Verputzes vorgesehen war. Desgleichen ist auf eine eigentliche Ausgrabung in der Kirche verzichtet worden. Der Archäologische Dienst des Kantons Graubünden musste sich auf eine Freilegung und Dokumentation des jüngsten Niveaus – es handelte sich dabei um die Substruktionen für den spätgotischen Fussboden – sowie auf eine partielle Nachkontrolle von Ausgrabungen im Jahre 1918 beschränken.



## Geschichtliche Überlieferungen

Die Kirche St. Martin liegt am Fusse des Hügelsporn mit der Kathedrale und der bischöflichen Residenz, dem sogenannten Hof (Abb. 1). Im Bereich der frühmittelalterlichen Stadterweiterung, dem *burgus superior*, gelegen<sup>2</sup>, gilt sie neben der Kathedrale als die älteste Pfarrkirche von Chur. Es ist allerdings nicht bekannt, seit wann das Gotteshaus Funktion und Rechte einer Pfarrkirche innehatte. Sie ist in einer nicht näher datierbaren Vergabung aus dem Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts erstmals erwähnt.<sup>3</sup> Im Jahre 958 wird St. Martin zusammen mit einem anstossenden Weinberg und mit andern Kirchen sowie mit der halben Stadt von Otto I. an das Bistum Chur geschenkt.<sup>4</sup> St. Martin war offenbar zuvor königliche Eigenkirche gewesen<sup>5</sup>, was freilich nicht heissen muss, dass das Gotteshaus auf eine königliche Stiftung zurückgeht, wengleich das Patrozinium fränkischen Einfluss verrät.

Im Jahre 1220 sind mit einem Gütertausch die Voraussetzungen geschaffen worden, um den Friedhof bei St. Martin in den anstossenden Weinberg auszudehnen<sup>6</sup>, was für das Gotteshaus ein weiter zurückreichendes Bestattungsrecht und damit wohl auch die Funktion als Pfarrkirche voraussetzt. Es ist das Domkapitel von Chur, das in diesem Diplom als Rechtsperson für St. Martin auftritt und zu jener Zeit offenbar die Patronatsrechte innehatte<sup>7</sup>, welche erst 1519 an die Stadt übertragen wurden, nur wenige Jahre bevor die Reformationsbewegung – übrigens von St. Martin ausgehend – die kirchlichen Verhältnisse tiefgreifend veränderte.<sup>8</sup>

Beim verheerenden Stadtbrand von 1464 ist auch die Kirche St. Martin in Mitleidenschaft gezogen worden – offenbar so sehr, dass ein weitgehender Neubau notwendig wurde.<sup>9</sup> Im Jahre 1471 waren die Arbeiten für den Neubau im Gange. Sie dürften für das Chor 1473 weitgehend zum Abschluss gekommen sein, denn dieses Datum erscheint auf einer Gewölberippe, und zudem liegt für dieses Jahr eine entsprechende Abrechnung vor. Leiter der Bauarbeiten war Stefan Klain aus Freistadt in Oberösterreich, von dem eine auf das Jahr 1491 datierte Werkmeisterinschrift auf dem Chorbogen erhalten ist.

In den Jahren 1505–1509 ist in Bauabrechnungen die Rede zugleich von Abbrucharbeiten am (alten) Turm sowie von Ausgaben für den Guss von Glocken. Doch erst im Jahre 1535 scheint der Bau des neuen Turmes mit der Fertigstellung der Wächterstube abgeschlossen worden zu sein, nachdem noch im Jahr zuvor bauliche Schwierigkeiten die Einholung eines Gutachtens nötig gemacht hatten. In einer Baurechnung von 1535 ist Lorenz Schill als Baumeister des Turmes erwähnt, nachdem Stefan Klain bereits 1491 verstorben war.

Im Zusammenhang mit unseren Bauuntersuchungen bedeutsam sind die jüngsten umfassenden Renovationsarbeiten in den Jahren 1917–18, welche unter der Leitung der Architekten Otto Schäfer und Martin Risch, Chur, standen.<sup>10</sup> Sie brachten nicht nur den Ersatz eines erst 1889

errichteten neugotischen Turmaufsatzes<sup>11</sup>, sondern auch eine Erneuerung des Aussenverputzes an Turm und Kirche. Dabei wurde an den Fassaden ein umlaufender Sockel aus Kunststein angelegt, wie überhaupt neue Formelemente bei dieser Renovierung ausschliesslich in Kunststein ausgeführt worden sind. An der Südwand des Langhauses hat man drei grosse Fenster ins Mauerwerk eingebrochen und mit Glasgemälden nach Entwürfen von Augusto Giacometti versehen, ferner ist ein Vorzeichen beim Haupteingang im Westen errichtet worden. Im Innern der Kirche nahmen die Architekten Ausgrabungen und einzelne Sondierungen vor, wobei der Chorbereich im Hinblick auf die Installierung der Orgel bis auf den gewachsenen Boden ausgehoben worden ist.

## Die karolingische Kirche

### *Die Befunde*

Basierend auf den Beobachtungen von Schäfer/Risch, war Erwin Poeschel von einem karolingischen Vorgängerbau des heutigen Gotteshauses als einer Saalkirche in der Breite des bestehenden Hauptschiffes mit drei gestelzten Apsiden ausgegangen.<sup>12</sup> Er hatte ferner angenommen, dass die Westwand der heutigen Kirche in Teilen noch von dieser älteren Anlage stamme, obwohl sie eine deutlich grössere Mauerstärke zeigt und, anders als die Seitenwände, keine Lisenengliederung aufweist. Gemäss den Aufzeichnungen von Otto Schäfer<sup>13</sup> befand sich östlich der karolingischen Kirche (vgl. Abb. 2) ein *Friedhof*, der von den über 2 m tiefen Fundamenten des spätgotischen Chores durchschlagen wurde.

Die Nachuntersuchungen des Archäologischen Dienstes im Winter/Frühjahr 1988/89 ergaben zu diesen Beobachtungen und Annahmen einige wichtige Ergänzungen und Korrekturen.<sup>14</sup> So waren die Apsiden nicht gestelzt, sondern *hufeisenförmig*<sup>15</sup>, wie dies jedenfalls auch bei den beiden am besten erhaltenen Beispielen der rätschen Dreiapsidensäle, Mistail und Müstair (hier mit Ausnahme der Mittelapsis), der Fall ist.<sup>16</sup> Die Nachgrabungen in St. Martin in Chur zeigten sowohl zwischen der Mittelapsis und den seitlichen Apsiden als auch beim südlichen Ansatz der Südapsis deutliche Einzüge, die über den Halbkreis hinausgreifen.

Als weitere wichtige Korrektur zu den bisherigen Erkenntnissen konnte sowohl aufgrund der Untersuchungen an der Westwand der bestehenden Kirche (vgl. Abb. 18) als auch bei einer Sondierung in der Südwestecke des Langhauses der Nachweis erbracht werden, dass die Westwand mit dem Bau der heutigen Kirche gesamtheitlich erneuert worden ist. Beobachtungen in der erwähnten Sondierung (vgl. Abb. 3) zeigten, dass der älteste gefasste, wohl mit der karolingischen Anlage entstandene Fussboden ein Mörtel-estrich war und ziemlich genau 2 m unter dem spätgotischen Fussbodenniveau lag. Nach den Feststellungen der



beteiligten Archäologen waren die Fundamente der spätgotischen Westwand auf einen Marmorblock mit einem daraufliegenden Mörtelpaket gesetzt worden. Dieser Steinblock, gegen welchen ein zweiter Mörtelstrich, offenbar von einer Renovation des karolingischen Baus herrührend, anschloss, lag seinerseits auf dem ältesten Fussboden auf, war gegenüber diesem somit sekundär. Diese Feststellungen lassen den Schluss zu, dass die Innenflucht der karolingischen Westwand mit der bestehenden Innenflucht nicht identisch war, da der älteste Fussboden sich unter dem erwähnten Marmorblock, wenn auch mit unbekannter Ausdehnung, gegen Westen fortsetzte.

Im Jahre 1978 waren anlässlich von Leitungsbauten rund 4 m vor der heutigen Westfassade der Martinskirche Fundamente von Mauern zutage getreten<sup>17</sup> (vgl. Abb. 2). Aufgrund der Art und der Lage dieser Mauerzüge wird man trotz gewisser Unstimmigkeiten hinsichtlich der Mauerfluchten annehmen müssen, dass sie auf die karolingische Anlage Bezug genommen hatten. Es ist hingegen wenig wahrscheinlich, dass sie zusammen mit dieser Anlage entstanden sind. Abgesehen von gewissen Abweichungen der Mauerfluchten war auch der Mauermörtel deutlich verschieden von demjenigen an den von uns untersuchten karolingischen Bauteilen. Davon ausgehend und mit Blick auf die Proportionen der bekannten rätischen Dreiapsiden-säle<sup>18</sup> ist nicht anzunehmen, dass es sich dabei um die Westmauer des karolingischen Langhauses handelte. Man wird diese Fundamente eher als zu einer nachträglich an die karolingische Kirche angebauten Vorhalle gehörig zu deu-

ten haben. Eine solche ist jedenfalls im Hochmittelalter als Ausstellungsort von Urkunden bezeugt.<sup>19</sup>

Die Westwand der karolingischen Kirche mit ihrer gegenüber dem spätgotischen Bau geringeren Mauerstärke wird man an derselben Stelle und mit gleicher Aussenflucht wie die heutige Westwand anzunehmen haben. Die Art und Weise, wie die westlichste Blendarkade der karolingischen Südfassade anlässlich des spätgotischen Neubaus weitgehend abgetragen und im Verband mit der *ex fundamentis* neu aufgeführten Westwand wiederhergestellt worden ist (vgl. Abb. 14), deutet ebenfalls darauf hin, dass an dieser Stelle ein älterer Eckverband abgerissen bzw. ersetzt worden ist. Bei dem in der Sondierung beobachteten Steinblock mit dem daraufliegenden Mörtelpaket könnte es sich beispielsweise um die Überreste einer gemauerten Bank handeln, welche im Innern der karolingischen Kirche sekundär vor die Westwand gesetzt worden ist.

Bestätigt haben sich in den archäologischen Nachgrabungen hingegen die Befunde von Schäfer/Risch hinsichtlich des Verlaufs der karolingischen Nordmauer, welche an der Fassade eine zur Südwand analoge Lisenengliederung aufwies. Ebenso konnte der damals gefasste ältere Turmbau wiederum beobachtet werden, der sekundär an die Nordfassade der karolingischen Kirche gestellt worden war und zu Beginn der 16. Jahrhunderts durch den in grossen Teilen heute noch bestehenden Glockenturm ersetzt wurde. Obwohl die Abbruchkronen dieser älteren Turmmauern nicht überall freilagen, war darin ergänzend zu den früheren Beobachtungen nicht nur in der

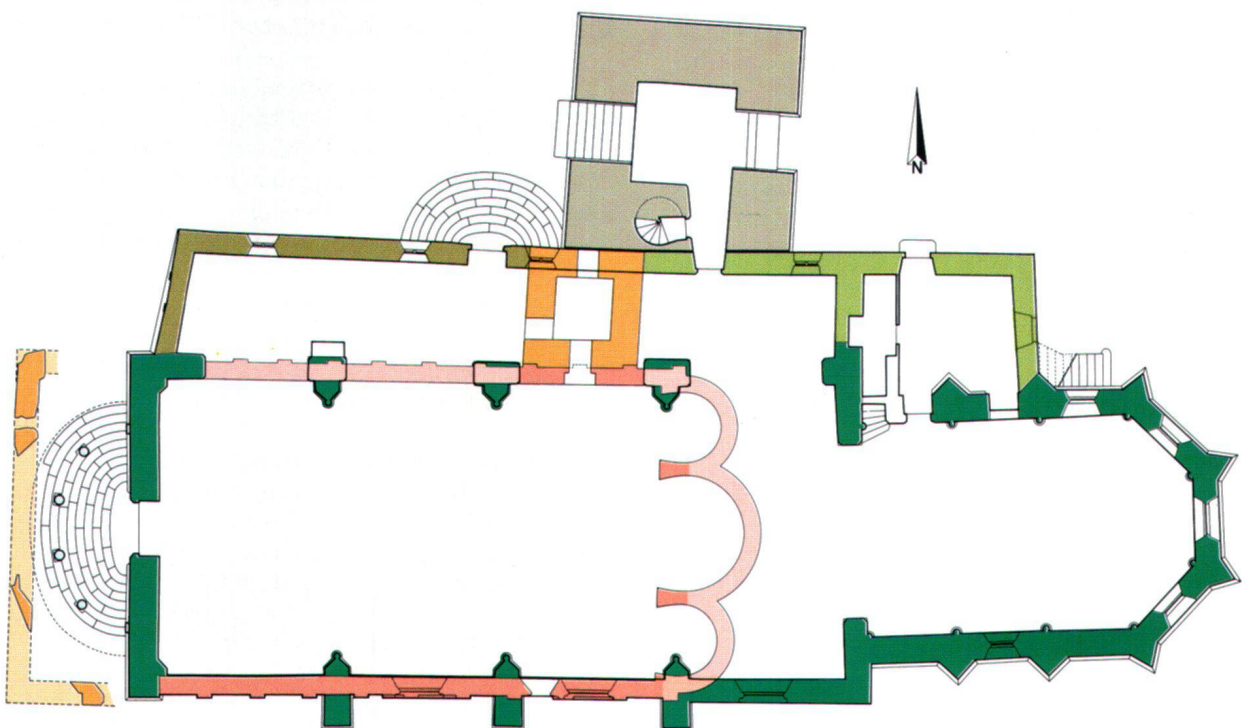


Abb. 2 Baugeschichtlicher Grundriss. Massstab 1:300 (Farblegende vgl. Abb. 18).

0 5 10m



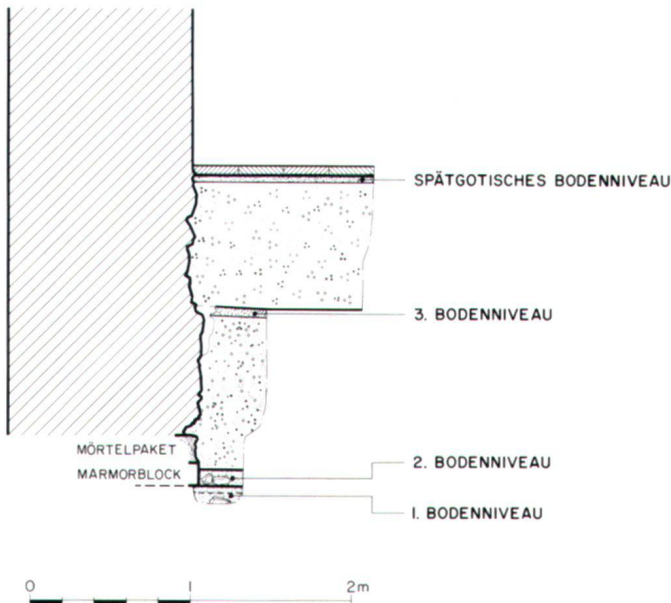


Abb.3 Schematisiertes Profil der Sondierung in der Südwestecke; West-Ost-Schnitt mit Ansicht gegen Norden. Massstab 1:50.

Nord-, sondern auch in der Süd- und in der Westwand je eine Maueröffnung zu erkennen. Der Turm mit seinem Südeingang ist gegen eine, wie es schien, ursprüngliche Türöffnung in der Nordwand der karolingischen Kirche gesetzt worden und hatte an dieser Stelle vielleicht einen Annexraum ersetzt. Schäfer/Risch hatten übrigens ein Pendant zu dieser Tür in der Südwand festgestellt<sup>20</sup>, das von uns allerdings weder im Innern noch an der Fassade (hier möglicherweise wegen des Kunststeinssockels von 1918) beobachtet werden konnte. Auf all diese durch die Sondierungen von 1918 und 1989 aufgeworfenen Fragen oder auch auf die Frage hinsichtlich eines vor die Errichtung der karolingischen Kirche zurückreichenden Vorgängerbau<sup>21</sup> wird nur eine *vollständige* archäologische Ausgrabung der Kirche Aufschluss geben können.

### Südfassade

Was das *aufgehende Mauerwerk* der karolingischen Kirche betrifft, hat unseres Wissens Johann Rudolf Rahn als erster darauf hingewiesen, dass Teile der bestehenden Südwand mit den Blendarkaden vom «alten romanischen Bau» übernommen worden sind.<sup>22</sup> Rahn hatte noch den Zustand der Fassade vor den grossflächigen Fensterausbrüchen durch Schäfer/Risch gesehen, als die frühmittelalterliche Fassadengliederung besser erhalten und damit auch deutlicher lesbar war.<sup>23</sup>

Die weitgehende Entfernung des zementhaltigen Verputzes von Schäfer/Risch ermöglichte nun eine grossflächige Analyse dieser Südwand, welche nicht nur jüngere

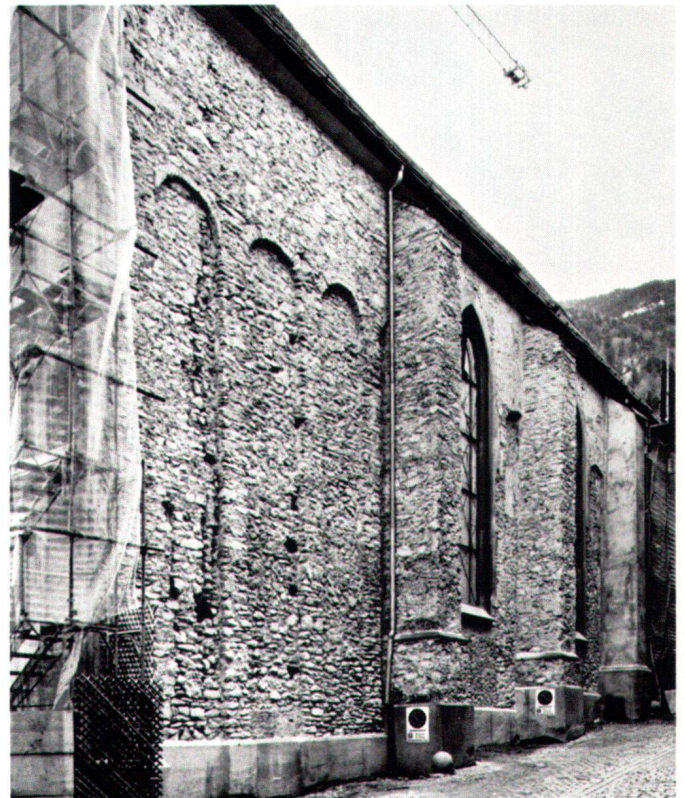


Abb.4 Südfassade des Langhauses; Ansicht von Südwesten.

Eingriffe aufwies, sondern stellenweise auch von spätgotischen Strebepfeilern verstellt worden ist. Das mit dem karolingischen Vorgängerbau errichtete Mauerwerk zeigt zehn hohe und schlanke, je mit einem Rundbogen geschlossene, leicht zurückspringende Blendfelder (Abb. 5 und 11). Die Breite der Blendarkaden beträgt 1,39–1,45 m, die der dazwischenliegenden Lisenen 0,59–0,61 m mit einer Tiefe von 10–14 cm. Keiner der Blendbogen ist mehr vollständig erhalten. Der dritte von Osten, der als einziger noch weitgehend intakt ist, weist an den Keilsteinen Brandrötungen auf, was darauf hindeuten könnte, dass die übrigen Bogen durch Hitzeeinwirkungen beim Brand von 1464 – zu denken wäre vor allem an den Dachstuhl – zerstört worden sind. Beim nachfolgenden Wiederaufbau der Kirche wurden die Bogenkonstruktionen der Blenden mit Backsteinen mehrheitlich leicht abgeflacht restauriert. Desgleichen wurde die westlichste Blendarkade bei der Neuaufführung der Westwand weitgehend rekonstruiert. Mit diesen Massnahmen wollte man offenbar eine Ausmauerung der wenig tiefen Blendarkaden, welche aus Gründen der Adhäsion wohl nur mit Schwierigkeiten zu bewerkstelligen gewesen wäre, vermeiden.

Beim *Steinmaterial* der karolingischen Mauerteile handelt es sich um Lesesteine (Kalk, Scaläraschiefer und kristalline Ausbildungen), teils als Bollensteine, mehrheitlich jedoch als grob zugerichtetes Material. Die Steingrößen variieren von kaum faustgrossen Kieselsteinen bis zu Brocken

von 40 cm Länge und 20–25 cm Höhe. Viele Steine wurden geköpft, um eine ebene Fläche an die Mauerfront setzen zu können. Gelegentlich wurden auch lange, plattige Steine (bis gegen 1 m Länge) verwendet. Bei den Lisenen finden sich öfters solche Platten, welche die ganze Breite einnehmen. Bei den Lisenenkanten sind manchmal Steine hochkant gestellt worden, welche in der Art von Bindern ins Mauerwerk des Blendfeldes hineingreifen.

Das *Mauerwerk* ist nicht lagenweise aufgeführt worden; hingegen gewinnt man den Eindruck, dass es abschnittsweise, zumeist in der Breite der Blendarkaden, in Paketen von drei bis vier Steinlagen Höhe aufgemauert worden ist. Man war bestrebt, mit dem von der Grösse her sehr unterschiedlichen Steinmaterial immer wieder horizontale Ausgleichsschichten zu schaffen (Abb. 6). So wirkt das Mauerwerk trotz der Heterogenität des Materials im ganzen dennoch erstaunlich homogen.

Die Lisenen wurden mit den Blendfeldern durchlaufend und im Verband errichtet; sie sind recht frei in der Art von

Läufer und Binder aufgeführt. Die Blendbogen wurden mit radial versetzten, mehrheitlich plattigen Steinen angelegt; vereinzelt ist auch Tuff zu beobachten. Am Rande mehrerer Blendfelder waren Löcher für Gerüstbalken im vertikalen Abstand von rund 1,50 m zu beobachten.<sup>24</sup> Die Hölzer fehlten; soweit ihre Mörtelnegative erhalten waren, konnte festgestellt werden, dass es sich um Rundhölzer von etwa 15 cm Durchmesser gehandelt hatte.<sup>25</sup>

Der hellgraue *Mauermörtel* mit Korngrößen von 0–12 mm und Übergrößen bis 22 mm und mehr ist ebenfalls recht heterogen zusammengesetzt. Sand und Kiesel sind gerundet und gewaschen und stammen offenbar aus dem Fluss. Der Kalkanteil ist relativ hoch; der Mörtel wirkt fett und zeigt gelegentlich kleine Kalkeinschlüsse. Es konnten am Mauerwerk Varianten eines blau-grauen und eines braun-grauen Mörtels mit geringen Unterschieden in der Kornzusammensetzung beobachtet werden, deren Material von unterschiedlichen Ausbeutungen herrühren dürfte, jedoch in derselben Bauperiode verarbeitet worden ist.

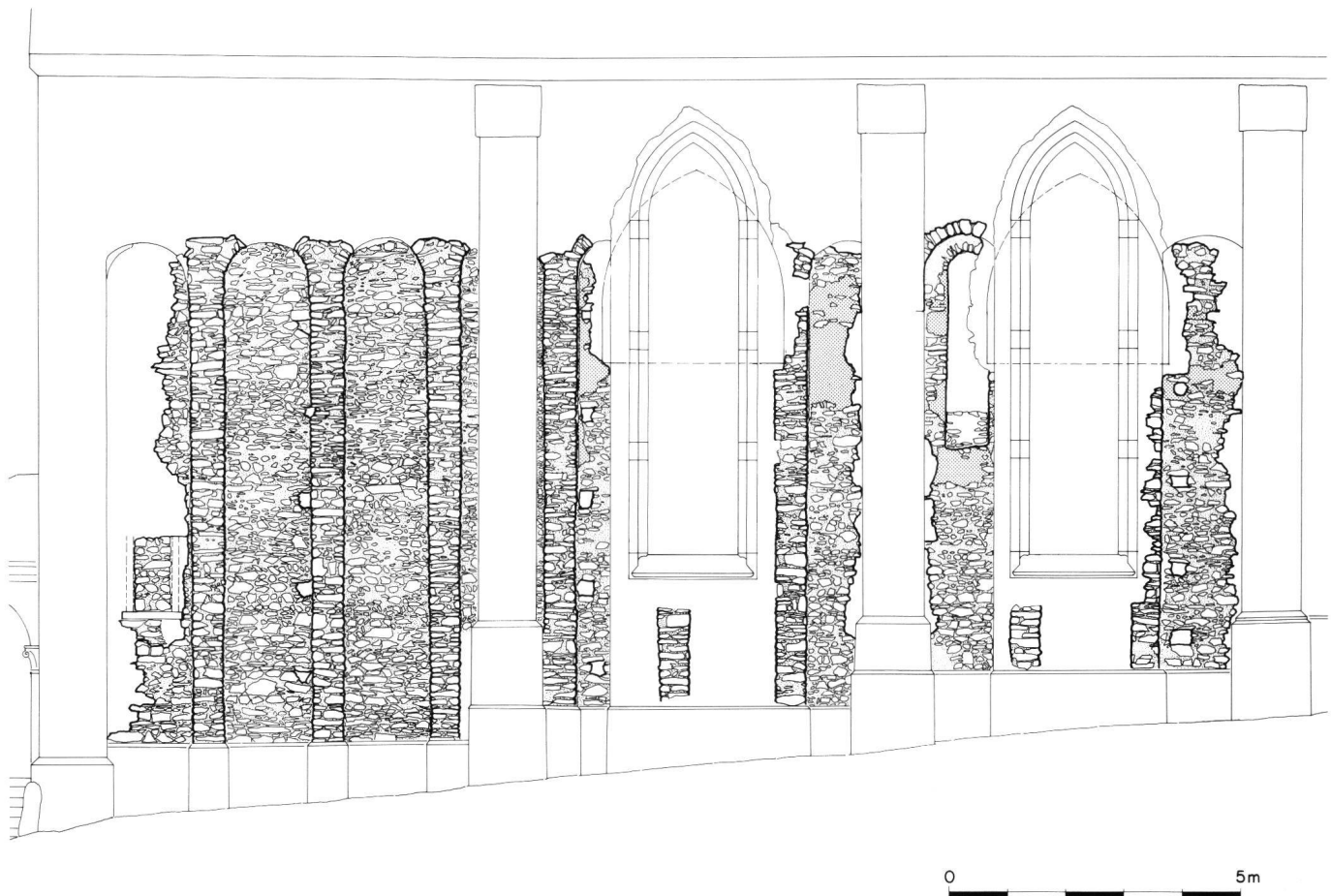


Abb. 5 Ausschnitt Südfassade; steingerechte Aufnahme der karolingischen Fassadenteile.



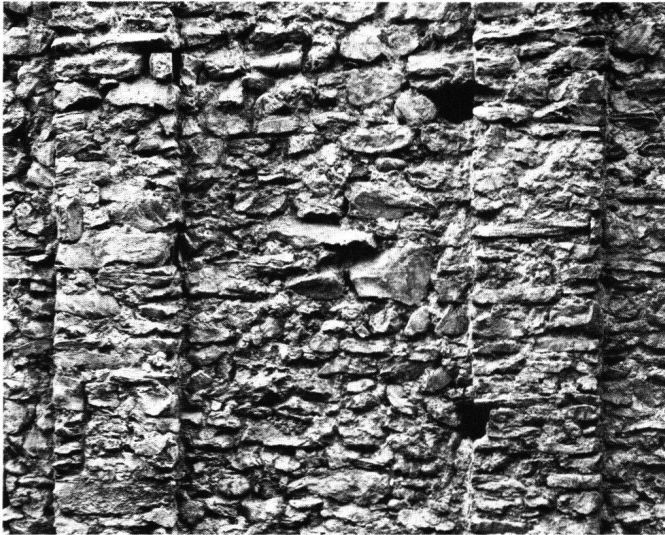


Abb.6 Detailaufnahme des karolingischen Mauerwerkes mit zwei Gerüstbalkenlöchern.

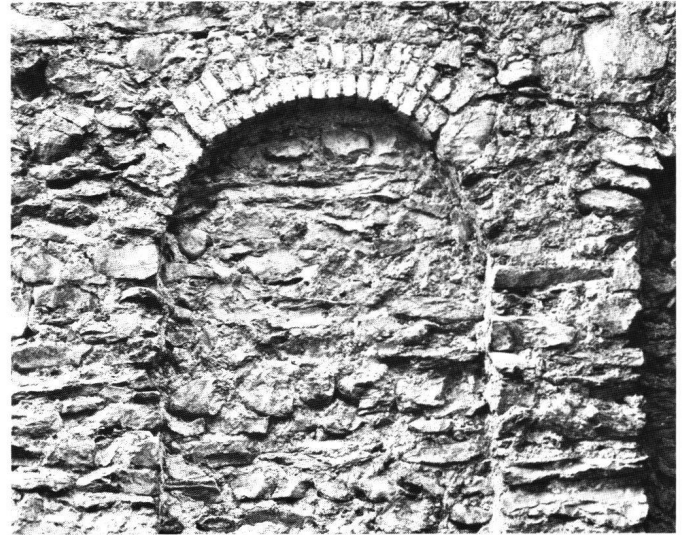


Abb.7 Detail einer Blendarkade mit grösseren Flächen intakter Pietra rasa als Grundputz des karolingischen Baus. Die Backsteine stellen eine spätgotische Rekonstruktion des Blendbogens dar.

Wie bei der Struktur des Mauerwerks konnte auch hinsichtlich der Applikation des Mauerermörtels ein abschnittweises Vorgehen festgestellt werden. In einem ersten Arbeitsgang, beim Versetzen der Steine, hat der Maurer den hervorquellenden Mörtel verstrichen. In einem rasch folgenden zweiten Durchgang hat er die verbliebenen Hohlräume gestopft und den Mörtel in der Art einer *Pietra rasa* verstrichen (Abb. 7). Er ist dabei so vorgegangen, dass er mit einer, wie aufgrund der Abdrücke zu erkennen war, flachgerundeten, löffelartigen Kelle den Mörtel unter die Steinköpfe der jeweils oberen Steinlage und über die darunterliegenden Steine gestrichen hat, so dass an der Unterkante der Steine Rücksprünge bis zu 3 cm entstanden.

Es ist nicht anzunehmen, dass diese *Pietra rasa*, die übrigens keine Fugenstriche aufwies, auf Sicht bestimmt war. An einzelnen Stellen sowohl in den Blendfeldern als auch auf den Lisenen, grossflächig in der vierten Blendarkade von Osten, hat sich ein gelblicher, stark kalkhaltiger *Einschichtverputz* erhalten (Korngrössen von 0–12 mm mit einem geringen Anteil an Übergrössen bis 17 mm). Es dürfte sich dabei um den ursprünglichen karolingischen Fassadenverputz handeln, denn wo er von uns abgelöst wurde, zeigte sich darunter die Oberfläche der *Pietra rasa* völlig unverschmutzt und mit intakter Sinterhaut, so dass ein längeres Freiliegen dieses Grundputzes auszuschliessen ist.

Die Oberfläche des Deckputzes war stark verwittert. Nach unseren Beobachtungen hatte dieser Verputz mit einzelnen Ausflickungen bis zum spätgotischen Neubau bestanden. Wo die Oberfläche noch intakt war, war zu erkennen, dass die Sandkörner oberflächenparallel liegen, was darauf hindeutet, dass der Verputz geglättet worden ist.

Wir haben somit davon auszugehen, dass die Fassaden der Kirche, die Blendfelder ebenso wie die Lisenen, mit einem deckenden Verputz versehen waren. Es scheint, dass dessen gelbliche Farbe eine sekundäre Verfärbung darstellt, die beispielsweise durch eisenhaltige Partikel hervorgerufen worden sein könnte. Es waren zudem drei Schichten Kalktünche zu beobachten, deren älteste direkt auf den feuchten Verputz aufgetragen worden ist. Festgestellt werden konnten überdies geringe Spuren roter Farbe, besonders an den Ecken zwischen Blendfeldern und Lisenen. Diese Farbspuren deuten auf eine Dekoration im Sinne einer architekturbegleitenden Malerei hin<sup>26</sup>; zu einer Rekonstruktion der Motive reichten sie jedoch nicht aus.

#### Fenster

In der dritten Blendarkade von Osten konnte an der Südfassade ein ursprüngliches, d. h. mit dem karolingischen Bau entstandenes, auffallend hohes und im Vergleich dazu schmales Rundbogenfenster gefasst werden (Abb. 8 und 9). Auf seiner östlichen Seite war es im oberen Teil durch jüngere Eingriffe etwas beeinträchtigt; die formale Ausbildung der Fensteröffnung konnte dennoch bis zu einer Tiefe von 25 cm – eine vollständige Öffnung war leider nicht möglich – ermittelt werden.

Die Breite der Fensteröffnung betrug 0,68 m, die Höhe wurde mit 3,37 m eingemessen. Da die eigentliche Fensterbank fehlte, wird man für die Höhe der Lichtöffnung etwa 3,30 m anzunehmen haben. Beobachtet wurde ein horizontal liegendes Negativ einer Steinplatte, so dass mit einer waagrechten Sohlbank zu rechnen ist. Die verputzten Leibungen öffneten sich, auch im Bereich des Bogens,

übergangslos gegen das Innere; die angegebenen Masse stellen damit zugleich die Grösse der Lichtöffnung dar. Vertikal laufende Schmutzspuren auf den Leibungen im Abstand von 2,5 cm vom Licht scheinen einen Hinweis zu sein auf einen ehemals eingestellten, wohl in die Schräge der Fenster niche eingekeilten Holzrahmen für einen Fensterverschluss.

Der seitliche Abstand der Fensteröffnung von der Lisene westlich davon betrug 40 cm, derjenige vom Fenster- zum Blindbogen 28,5 cm. Die beiden Bogenkonstruktionen weisen somit nicht die gleichen Ansatzhöhen auf; das Fenster wirkt dadurch zusätzlich hinaufgerückt. Das Blendfeld seitlich der Fensteröffnung, nicht jedoch im Bereich des Fensterbogens, wich gegen diese hin um 5–6 cm aus der Flucht der Fassade zurück (Abb. 8). Den übrigen Teilen des Blendfeldes ist diese leichte Schräge mit unmerklichen Übergängen angeglichen worden. Diese Abweichung von der Fassadenfront im Bereich des Fensters ist nur aus der Nähe d. h. vom Gerüst aus festzustellen, vom Beschauer zu ebener Erde dürfte sie kaum wahrgenommen werden.

Im Zusammenhang mit späteren Ausflickungen des Fassadenverputzes, wie sie besonders auch im westlich benachbarten Blendfeld und bei der dazwischenliegenden Lisene beobachtet werden konnten, sind die Leibungen des Fensters mit einem feinkörnigen, grauen Mörtel aus gewaschenem Sand – soweit beobachtet – vollständig neu verputzt und *al fresco* getüncht worden. Veränderungen an der Fensterkonstruktion hat man keine vorgenommen, hingegen wurde der Verputz im oberen Teil des Fensters auch im Bereich des Blendfeldes erneuert. Bemerkenswert dabei war die Beobachtung von drei unterschiedlichen Arten der Applikation des Verputzes. Im Bereich der Keilsteine des Fensterbogens hat man den Verputz als *Pietra rasa* aufgetragen; im darüberliegenden Bogenfeld der Blende wurde der hier deckende Verputz mit der Kelle grob verstrichen; unterhalb des Fensterbogens ebenso wie in den Fensterleibungen ist er geglättet worden.

Wie hat man sich das Nebeneinander dieser verschiedenartigen Applikationstechniken zu erklären? Am ehesten wohl so, dass die geglättete Verputzoberfläche, wie sie auch bei den übrigen Flickstellen desselben Mörtels beobachtet werden konnte, eine Angleichung an den bestehenden Verputz darstellte. Mit der *Pietra rasa* im Bereich des Fensterbogens war offensichtlich beabsichtigt, die Keilsteine des Bogens optisch in Erscheinung treten zu lassen – vielleicht als Ersatz einer entsprechenden malerischen Dekoration, wie sie aufgrund der erwähnten Farbspuren auf dem ursprünglichen Verputz und im Vergleich mit erhaltenen Beispielen<sup>27</sup> zu vermuten wäre. Dem leicht welligen, mit der Kelle verstrichenen Verputz, so möchte man annehmen, wäre gewissermassen die Funktion einer Überleitung zwischen diesen beiden Verputzarten zugefallen, um einen harten Übergang, der wohl nur mit einer rahmenden Abgrenzung zu bewerkstelligen gewesen wäre, von der *Pietra rasa* zur hoch geglätteten Verputzfläche zu vermeiden.



Abb. 8 Ansicht, Grundriss und Schnitt des karolingischen Fensters an der Südfassade mit einer nachträglichen Aufhöhung der Sohlbank. Massstab 1:50.

Nachträglich zu dieser Verputzerneuerung ist die Sohlbank verändert worden. Die bisherige Fensterbrüstung wurde nach Entfernung der ursprünglichen Steinplatte um 0,60 m hinaufgesetzt, die Fensteröffnung somit dementsprechend verkleinert.<sup>28</sup> Aufgrund des Verlaufs von Ausbrüchen auf der Innenseite dieser Fensterbank, die offenbar für die statische Sicherung der späteren Vermauerung des Fensters notwendig waren, ist anzunehmen, dass die neue Sohlbank nach einem etwa 10 cm tiefen horizontalen Verlauf gegen das Innere abfiel. Auf der Innenseite dürfte die Fensteröffnung kaum Veränderungen erfahren haben; allem Anschein nach ist mit diesen baulichen Massnahmen lediglich die Form bzw. der Verlauf der Sohlbank verändert worden. An der Fassade wurde die Aufmauerung mit dem gleichen, stark kalkhaltigen Mörtel verputzt, mit welchem die neue Fensterbank aufgemauert worden war. In dieser Form hat das Fenster bis zum spätgo-



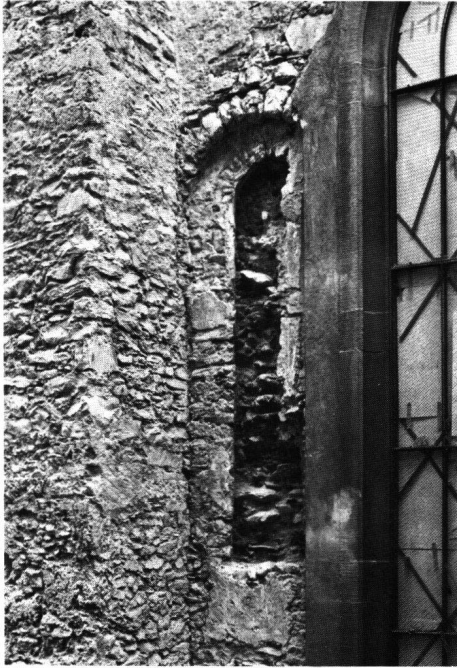


Abb.9 Das mit dem karolingischen Bau entstandene Fenster nach partieller Entfernung der Vermauerung. Links ein spätgotischer Strebpfeiler; rechts ein Fenster von 1918.

tischen Neubau der Kirche weiterbestanden. Es ist damals in zwei Abschnitten zugemauert und die Ausmauerung zusammen mit den übrigen Teilen der Südfassade verputzt worden.

#### *Hocheingang zu einer Empore*

Im Bereich der westlichsten Blendarkade, die im Zusammenhang mit der vollständigen Erneuerung der Westwand anlässlich des spätgotischen Neubaus grossenteils rekonstruiert worden ist, waren bauliche Eingriffe zu beobachten, die in mehreren Etappen vorgenommen worden sind (vgl. Abb. 14). In einer Höhe von 3,30 m bezüglich des heutigen Aussenniveaus wurde nachträglich zu den karolingischen Bauteilen ein Hocheingang angelegt, welcher noch vor dem spätgotischen Neubau wieder aufgegeben, d. h. vermauert worden ist. Gefasst werden konnten von diesem Eingang die hölzerne Schwelle<sup>29</sup> sowie bei der späteren Vermauerung entstandene Negative der – wie entsprechende Abdrücke zeigten – hölzernen Türpfosten, welche eine lichte Breite des Eingangs von 0,62 m definierten. Die sekundäre Vermauerung dieses Eingangs hat sich bis zu einer Höhe von 1,30 m erhalten; die darüberliegenden Teile inklusive des Türsturzes sind beim spätgotischen Neubau abgebrochen worden.

Die baulichen Vorgänge im Zusammenhang mit diesem Hocheingang waren folgendermassen zu rekonstruieren:

Zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt ist in der westlichsten Blendarkade der Südfassade der karolingischen Kirche ein Hocheingang eingebrochen worden. Da Beobachtungen in der oben erwähnten Innensondierung (vgl. Abb. 3) gezeigt hatten, dass das karolingische Innenniveau 2 m unterhalb des spätgotischen gelegen hatte, wird man eine gewisse Aufhöhung auch der Aussenniveaus anzunehmen haben und für die Situierung des Hocheinganges bezüglich der Gehniveaus in Rechnung ziehen müssen. Dieser ist mit einer hölzernen Schwelle und einem ebenfalls hölzernen Türrahmen angelegt worden. Wie anzunehmen ist gleichzeitig, wurde an der Fassade ein Podest errichtet. Der östliche der beiden dazugehörigen Tragbalken konnte indirekt anhand des zu seiner Verankerung notwendigen Mauerausbruchs nachgewiesen werden. Es ist anzunehmen, dass dieses Podest in Verbindung mit einer wohl von Ost nach West ansteigenden Aussentreppe zur Erschliessung des Hocheinganges stand, welcher mit grosser Wahrscheinlichkeit im Zusammenhang mit einer Empore im Innern der Kirche gesehen werden muss.

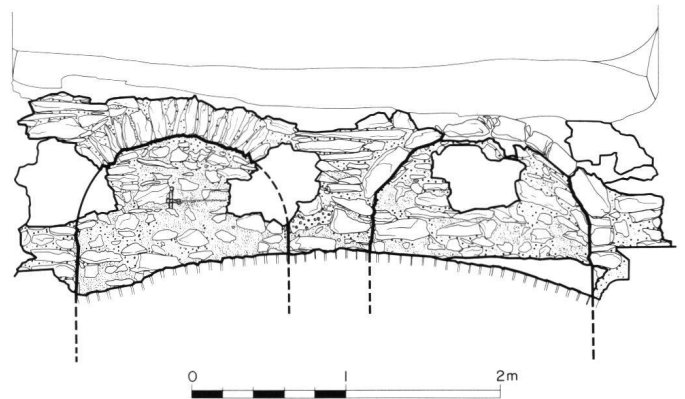


Abb.10 Blendbogen an der ehemaligen karolingischen Nordfassade. Massstab 1:50.

Späterhin, jedoch noch vor dem Brand der Kirche im Jahre 1464, wie deutlich fassbare Brandrötungen nahelegten, wurde dieser Hocheingang vermauert, wobei die Schwelle und vorerst auch der Türrahmen belassen worden sind. Gleichzeitig wurde auch das Podest (und ebenso die Aussentreppe) entfernt, worauf ein entsprechender Mauerflick anstelle des genannten Tragbalkens hinweist.

Anlässlich des spätgotischen Neubaus der Kirche sind die hölzernen Türpfosten (und zu diesem Zeitpunkt wohl auch der Türsturz), nicht jedoch die Schwelle, entfernt und die dadurch entstandenen Negative vermauert worden. Gleichzeitig mit dem östlichen Türpfosten hat sich offenbar auch die im Zusammenhang mit dem Ausbruch des Hocheinganges entstandene seitliche Vermauerung herausgelöst. Auf diese Weise lässt sich die mit dem Neubau entstandene dünne «Mauersäule» zwischen dem vermauerten Eingang und dem karolingischen Mauerwerk erklären.

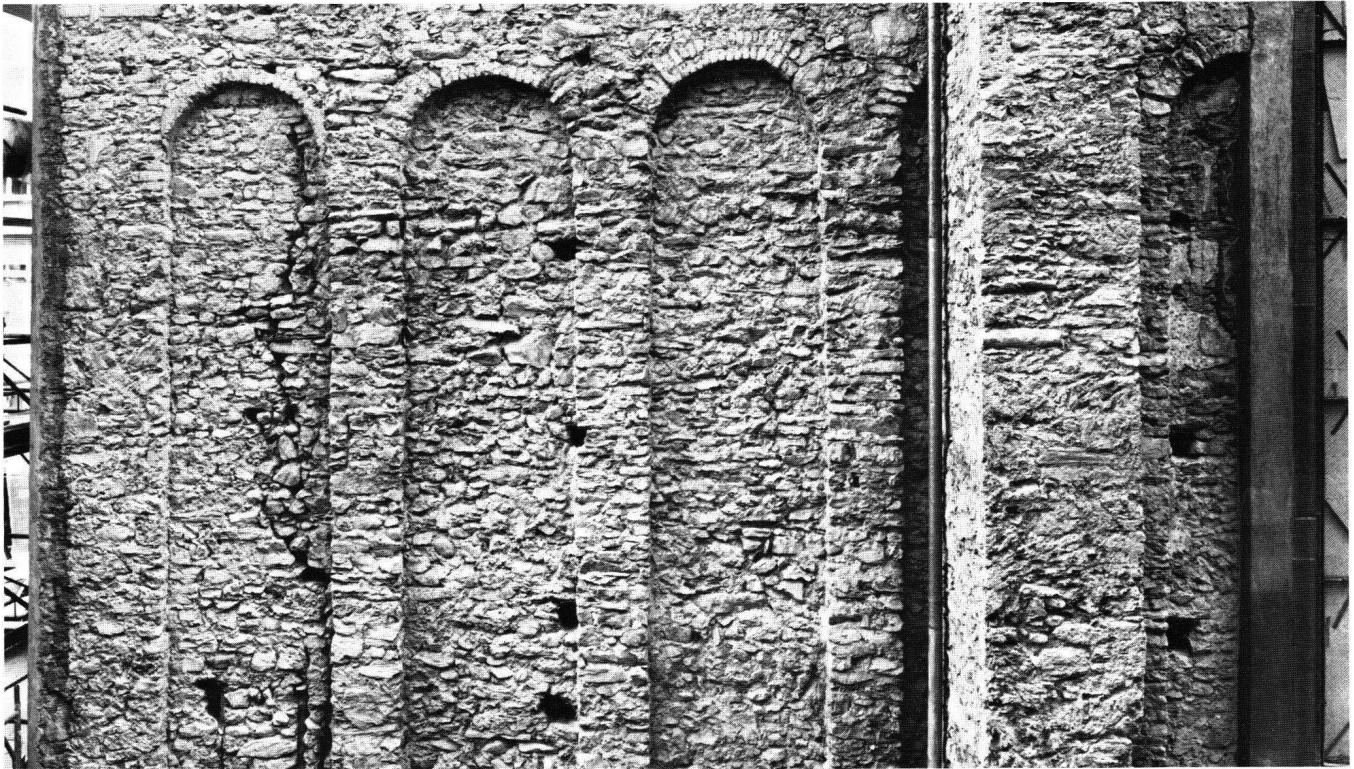


Abb. 11 Karolingische Blendarkaden an der Südfassade.

#### *Nordfassade*

Bereits anlässlich der Restaurierung von Schäfer/Risch war erkannt worden, dass Teile der karolingischen Nordfassade sich an der Aussenfront des Hauptschiffes im Bereich des Seitenschiff-Dachstuhls erhalten haben.<sup>30</sup> Es bot sich nun die Gelegenheit, im Bereich der schon damals beobachteten Blendbogen weitere Untersuchungen vorzunehmen. Die übrigen Teile dieser Wand blieben davon ausgespart, da, wie es schien, der gotische Verputz weitgehend intakt ist und zudem keine Gefährdungen durch bauliche Massnahmen zu gewärtigen waren.

Wo der ältere Turm an die Fassade der karolingischen Kirche gesetzt worden war, hat sich über dem Gewölbe des entsprechenden spätgotischen Seitenschiffjoches der obere Abschluss von zwei Blendbogenfeldern erhalten (Abb. 10). Diese waren allerdings durch mehrere Interventionen jüngeren Datums nicht unerheblich gestört. Oberhalb dieser Bogen ist das spätgotische Mauerwerk im Bereich des Turmanstosses mit einem nischenartigen Rücksprung aufgeführt worden, dessen Sohlbank nach Abbruch des Turmes mit Biberschwanzziegeln pultdachartig abgedeckt worden ist.

Die Breite der östlichen der beiden erhaltenen Blendarkaden mit 1,36 m und die der dazwischenliegenden Lisene mit 0,54 m wichen geringfügig von entsprechenden Abmessungen der Fassadengliederung auf der Südseite ab. Bezüglich des Baumaterials, des Mauermörtels und der Art

der Aufmauerung waren diese Mauerteile jedoch identisch mit jenen der Südfassade. Allerdings waren bei den beiden Bogen Abweichungen gegenüber jenen der Südmauer festzustellen. Beide zeigten eine deutlich gedrückte Rundung, und zudem wies die Bogenkonstruktion der westlichen Blendarkade nicht in der Art von Keilsteinen gestellte, sondern liegende Steine auf. Auch eine nach dem Abbruch des Turmes erfolgte Ausflickung dieses Bogens wurde in derselben Technik ausgeführt. Warum bei diesem als einzigem der gefassten Bogen des karolingischen Baus eine solche eher primitive Wölbetechnik zur Anwendung gelangte, die in deutlich geringerer Masse eine präzise Rundung des Bogens zuließ, war nicht ersichtlich.

Ungefähr in der Mitte der östlichen Blendarkade ist mit blossen Fingerspitzen ein Kreuz in den noch feuchten Mauermörtel hineingedrückt worden, welcher ebenso wie an der Südfassade zu einer Pietra rasa ausgestrichen war. Von den Kreuzesarmen waren zwei teilweise beschädigt bzw. verschwunden. Deutlich sichtbar waren Abdrücke von Fingerkuppen, einzelne auch ausserhalb der Kreuzzeichnung. Bedenkt man die Grösse dieses Kreuzes sowie den Ort seiner Anbringung, und zieht man ferner in Betracht, dass dieses Zeichen nach dem Auftrag des Deckputzes nicht mehr sichtbar gewesen sein dürfte, so ist man geneigt anzunehmen, dass es aus einem nicht näher erkennbaren anekdotischen Anlass von den Bauleuten angebracht worden ist.



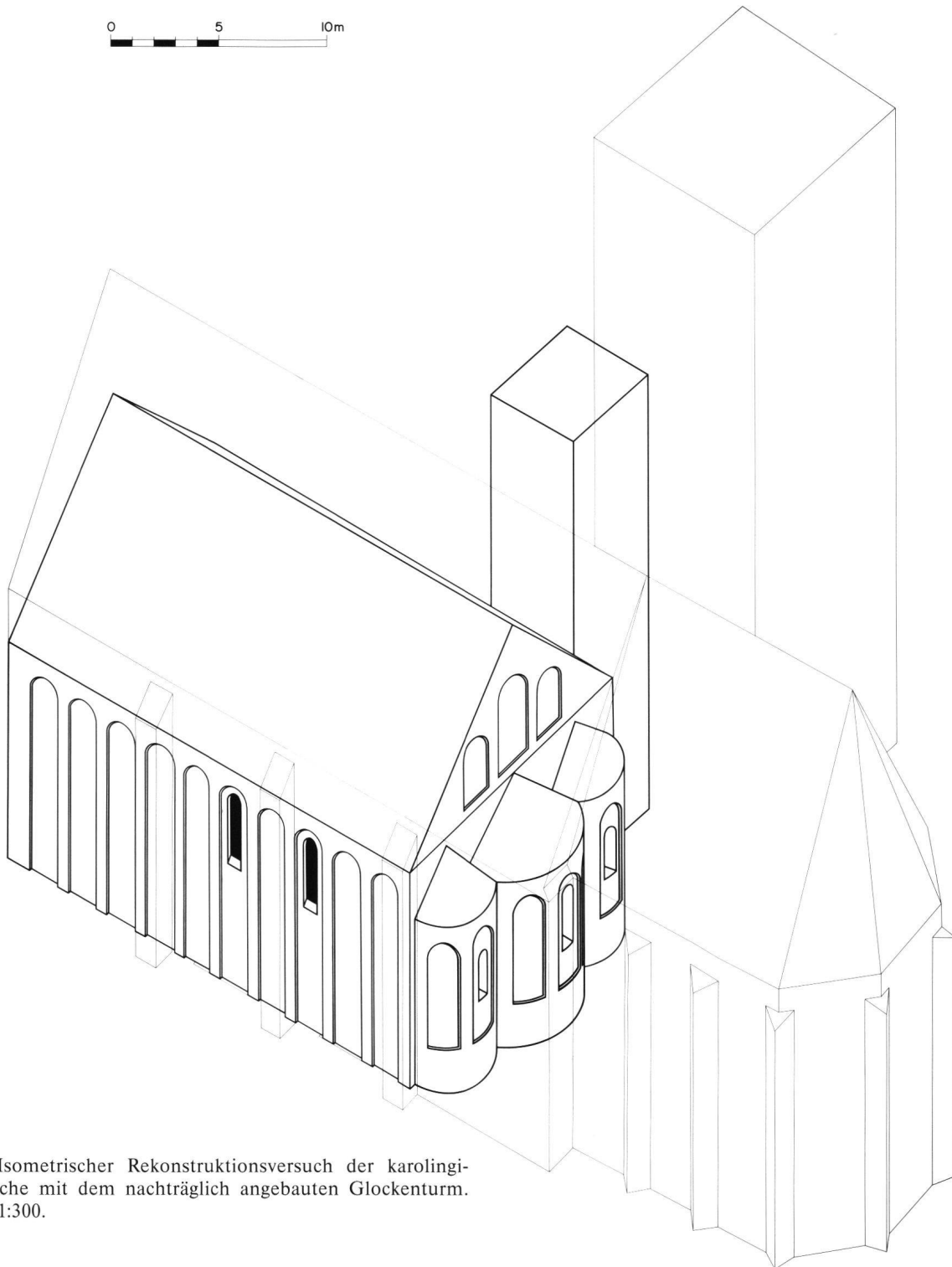


Abb.12 Isometrischer Rekonstruktionsversuch der karolingischen Kirche mit dem nachträglich angebauten Glockenturm. Masstab 1:300.

#### *Rekonstruktion und Einordnung*

Der karolingische Bau von St. Martin in Chur war eine Kirche vom Typus des rätischen Dreiapsidensaales. Ihre lichte Breite betrug 11,50 m, ihre Länge – falls die oben erwähnte Annahme hinsichtlich der Situierung der Westwand zutrifft – bis zum Ansatz der Apsiden etwa 19,60 m. Hinsichtlich der Dimensionen des Langhauses

ist St. Martin somit zwischen St. Peter in Mistail und St. Johann in Müstair einzureihen, weist gegenüber beiden jedoch einen leicht gestreckten Grundriss auf<sup>31</sup>, was mit ihrer Funktion als Gottesdienstraum für die Gemeinde zusammenhängen dürfte. Die Kirche wies drei hufeisenförmige Apsiden auf, wobei der Durchmesser der mittleren Apsis (gut 4,50 m) zu demjenigen der seitlichen Apsiden (2,80 m) im Verhältnis des Goldenen Schnittes stand. Die





Abb. 13 Davidsszene mit Darstellung des königlichen Palastes. Psalter aus dem Kloster St. Gallen, 9. Jh. Zürich, Zentralbibliothek (Cod. C 12, fol. 53r.).

Längswände des Schiffes weisen eine Mauerstärke von knapp 0,65 m im Bereich der Blendfelder auf, bzw. von rund 0,75 m bei den Lisenen. An der Südfassade ist der karolingische Bau knapp 10 m hoch über dem heutigen Aussenniveau erhalten. Zieht man in Rechnung, dass das zugehörige Innenniveau 2 m tiefer als das spätgotische gelegen hatte und zudem der obere Abschluss der Wände zwischen den Blendbogen und dem Traufgesims fehlt, so ist für die gesamte Fassade im Bereich der Westwand eine Höhe in der Grössenordnung von 11–12 m anzunehmen.

Die Längswände des Kirchenschiffes wiesen je zehn auffallend hohe und schlanke Blendarkaden auf. Diese waren nicht sehr tief ausgebildet; dennoch treten sie deutlich als plastisches Element in Erscheinung. Mit ihrer ungeteilten Vertikalgliederung müssen die Aussenwände gewissermassen den Eindruck von kannelierten Fassaden erweckt haben. Als gegenläufige Tendenzen ist einerseits ein Zug zum Monumentalen<sup>32</sup> und andererseits das Bestreben zu einer Feingliederung dieser grossflächigen Fassaden unverkennbar. Ähnliche Fassadengliederungen sind bei frühmittelalterlichen Bauten Graubündens mehrfach erhalten oder durch archäologische Grabungen bekannt geworden: so beim Vorgänger der karolingischen St. Peterskirche in Domat/Ems<sup>33</sup> und beim Vorgänger des karolingischen Dreiapsidensaales Sta. Maria in Disentis<sup>34</sup>, ferner bei St. Martin in Cazis<sup>35</sup> sowie bei S. Lucio in San Vittore<sup>36</sup> und – bedingt durch die seitlichen Annexe – in reduzierter Form auch bei St. Johann in Müstair.<sup>37</sup>

Ungewöhnlich sind Grösse und Form des an der Südfassade von St. Martin erhaltenen Fensters. Was die Grösse betrifft, so hat es innerhalb der frühmittelalterlichen

Bauten Graubündens nur in den Apsidenfenstern von St. Johann in Müstair Parallelen.<sup>38</sup> Hinsichtlich der formalen Ausbildung der Fenster- und Nischen bestehen ebenfalls Ähnlichkeiten zu Müstair<sup>39</sup>, wo die Fensterbänke allerdings gegen das Innere abfallen, sowie auch zu den Fenstern von S. Lucio in San Vittore.<sup>40</sup> Bei der sogenannten Einhardsbasilika in Steinbach im Odenwald beispielsweise, wo die Fensterformen näher untersucht wurden, sind die Fensterleibungen zwar in ähnlicher Weise geschrägt, sie weisen jedoch auf der Aussenseite einen Falz auf, zudem waren hier die Fensterbänke stark geneigt.<sup>41</sup>

Was die Rekonstruktion der Belichtung an der Südfassade von St. Martin betrifft, so wäre, neben dem nachgewiesenen Fenster in der dritten Blendarkade von Osten, theoretisch auch je ein Fenster im fünften und siebten Blendfeld möglich, wobei ein solches Fenster im fünften Feld durch den Fensterausbruch von 1918 zerstört und ein solches im siebten Blendfeld durch einen spätgotischen Strebepfeiler verstellt worden wäre. Der sichtbare Teil des siebten Blendfeldes weist im Bereich eines möglichen Fensters jedoch keine Schrägung auf, wie dies beim erhaltenen Fenster sicherlich nicht unbeabsichtigt der Fall ist, so dass eine Fensteröffnung an dieser Stelle eher unwahrscheinlich ist. Nicht ausgeschlossen erscheint hingegen eine Fensteröffnung in der fünften Blendarkade von Osten. Schäfer hat anlässlich der Renovation von 1918 ein Rundbogenfenster an der Südwand beobachtet.<sup>42</sup> Seine Notiz «Der weitere Ausbruch um das romanische<sup>43</sup> Fenster der Südseite herum bringt eine Anzahl Fragmente aus noch älterer Bauzeit, Steinhauerarbeit in Marmor, zum Vorschein»<sup>44</sup> deutet darauf hin, dass dieses Fenster beim Mauerausbruch für eine der neugotischen Fensteröffnungen zerstört worden ist. Wenn nun tatsächlich die damals zutage getretenen karolingischen Marmorskulpturen<sup>45</sup> bei der Anlage des von Schäfer beobachteten Fensters und nicht etwa bei dessen Vermauerung wiederverwendet worden sind, wie dies durch seine Aufzeichnungen nahegelegt wird, müsste es sich dabei entweder um ein nachträglich angelegtes oder aber um ein sekundär umgebautes Fenster gehandelt haben. Welche dieser beiden Möglichkeiten zutrifft, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Immerhin hat an dieser Stelle ein zum Vorgängerbau der heutigen Kirche gehöriges Fenster existiert. Die Möglichkeit bleibt offen, dass anstelle des «romanischen» Fensters, welches sich aufgrund der gegebenen Situation in der fünften Blendarkade von Osten befunden haben dürfte, ein solches aus der Bauzeit der karolingischen Kirche bestanden hatte. Analog zu St. Johann in Müstair und zu St. Peter in Mistail möchte man annehmen, dass an der Südfassade von St. Martin in Chur zwei Fensteröffnungen bestanden hatten.

Gemäss den Aufzeichnungen von Schäfer wurde 1918 bei den Ausgrabungen in der Kirche St. Martin an den Aussenwänden der Apsiden bis zur Höhe der Abbruchkronen keine Lisenengliederung festgestellt. Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, dass die Fassaden in der beschriebenen Art durch Blendarkaden reich gegliedert und die Apsiden als in der hierarchischen Ordnung wichtigste Elemente des Baus





Abb. 14 Südfassade mit den einzelnen Bauphasen. Masstab 1:300 (Farblegende vgl. Abb. 18).

als einfache Halbzylinder ausgebildet waren. Man wird vielmehr anzunehmen haben, dass die Apsiden ebenfalls mit Blendarkaden gegliedert waren – wohl über einem relativ hochliegenden Sockel wie bei St. Johann in Müstair<sup>46</sup> oder beim Rundbau S. Lucio in San Vittore<sup>47</sup>.

Was im übrigen die Ausbildung eines Sockels an den Fassaden von St. Martin betrifft, so lässt sich diese Frage derzeit (d. h. bis zur Vornahme von entsprechenden Ausgrabungen) nicht sicher beantworten. Immerhin ist bei den westlichen Blendarkaden der Südfassade festzustellen, dass sich die Lisenen – verschalt durch den umlaufenden Kunststeinsockel von Schäfer/Risch – bis zum heutigen Ausseniveau hinunterziehen.<sup>48</sup> Es ist gut möglich, dass die Blendarkaden wie bei St. Martin in Cazis bis auf den Boden hinguntergereicht hatten. Falls an den Fassaden der Martinskirche von Chur tatsächlich ein Sockel ausgebildet gewesen wäre, müsste er sehr tief gelegen haben, deutlich tiefer jedenfalls als bei möglichen Blendarkaden an den Apsiden.

Die Art der vertikalen Fassadengliederung, wie wir sie bei St. Martin in Chur vor uns haben, findet sich auch an spätantiken Bauten. Sie tritt nicht nur an Kirchen Ravennas mehrfach auf<sup>49</sup>, sondern war oberitalienisches Gemeingut<sup>50</sup>, ist jedoch auch im germanisch-gallischen Norden vertreten, wie das Beispiel der Basilika in Trier zeigt.<sup>51</sup> Friedrich Wilhelm Deichmann nimmt an, dass «die Gliederung des Aussenbaus repräsentativer Bauten in Ravenna offensichtlich bis in die hohe, vielleicht sogar bis in die frühe Kaiserzeit zurück(geht), wie man aus der Ostausenwand mit

Lisenen des Palastes schliessen muss».<sup>52</sup> In der Tat erwecken die vertikal gegliederten Einraumfassaden der Bündner Bauten, wie sie solcherart in Ravenna nicht vorkommen, Assoziationen zur Fassadengestaltung von Palastbauten – die Basilika in Trier sei als spätantikes Beispiel, die Aula der Kaiserpfalz in Aachen als karolingischer Vertreter genannt<sup>53</sup> –, und es fragt sich, ob sich darin am Beispiel von St. Martin nicht die Vorstellung der Kirche als *aula dei* gewissermassen als Gegenstück zur *aula regis* wieder spiegelt.<sup>54</sup> Bei der Rezeption dieses ikonologischen Motives dürfte neben gebauter auch dargestellte Architektur von Palastbauten als Vorbild wirksam gewesen sein. So ist die Art der Fassadengestaltung von St. Martin in Chur beispielsweise bei Palastbauten in dem aus dem letzten Viertel des 4. Jahrhunderts stammenden Apsismosaik der Kirche S. Pudenziana in Rom<sup>55</sup> oder bei der Darstellung des Palastes Davids im *Codex C 12* der Zentralbibliothek Zürich, einem karolingischen Psalter aus St. Gallen (Abb. 13)<sup>56</sup>, wiederzufinden.

Eine genauere Datierung des karolingischen Baus von St. Martin in Chur wird man erst nach einer vollständigen Ausgrabung, die wegen des grossen Niveauunterschiedes zwischen dem karolingischen und dem heutigen Bau sehr aufschlussreich zu werden verspricht, versuchen wollen. Hier seien lediglich aufgrund der Fassadengestaltung einige Überlegungen zur stilistischen und ikonologischen Einordnung von St. Martin angefügt.





Abb. 15 Nordfassade mit den einzelnen Bauphasen. Masstab 1:300 (Farblegende vgl. Abb. 18).

Bisher galt St. Peter in Mistail, gerade wegen des Fehlens von Blendarkaden, als ältester Vertreter der rätischen Dreiapsidensäule.<sup>57</sup> Dahinter steht offenbar die Vorstellung einer stilistischen Entwicklung vom Einfachen zum Gegliederten. Seitdem nun aber bei Sta. Maria in Disentis und bei St. Peter in Domat/Ems Vorgängerbauten von karolingischen Kirchen mit einer zu St. Martin in Chur vergleichbaren Fassadengliederung fassbar geworden sind<sup>58</sup>, wird man diese stilistische Abfolge an den vorgegebenen Bauten überdenken müssen. Mit Blendarkaden in der Art von St. Martin in Chur und den vergleichbaren Bündner Bauten, wozu auch St. Martin in Cazis zu rechnen ist, wird seit früh-, vielleicht sogar seit vorkarolingischer Zeit eine spätantike Form der Fassadengestaltung aufgegriffen und, verglichen mit den spätantiken Vorbildern, in deutlich geringerer Plastizität durchgebildet. In ähnlicher Weise scheinen an der auffallend grossen Fensteröffnung bei St. Martin spätantike Vorbilder nachzuwirken, wenngleich auch hier mit der formalen Ausbildung sowie mit der hochliegenden Situierung des Fensters eine frühmittelalterliche Umformung fassbar wird.

Man wird die Rezeption dieser spätantiken Elemente und ihre Umformung durch die Bündner Bauten zeitlich früher als bisher einzustufen haben. Zudem sind Zweifel angebracht ob der Postulierung einer stilistischen Abfolge in der bisherigen Art und Weise. Dem möchten wir keineswegs etwa eine Umkehrung der bisher angenommenen Abfolge entgegensetzen, denn es ist anzunehmen, dass uneglie-

derte Fassaden in der Art von St. Peter in Mistail gleichzeitig mit Fassaden auftreten, die durch Blendarkaden strukturiert waren. Es scheint uns vielmehr angezeigt, Fassadengliederungen wie bei St. Martin in Chur weniger als Merkmal einer stilistischen Entwicklung, sondern eher als Ausdruck einer bestimmten ikonologischen Bedeutung, vielleicht im Sinne der *aula dei*, zu begreifen, auch wenn diese im einzelnen aufgrund der gegebenen Quellenlage nicht deutlicher zu fassen ist.

## Die spätgotische Kirche

### *Die Befunde*

Wie die Ausführungen über die karolingische Kirche gezeigt haben, sind nicht unerhebliche Teile davon in den Neubau des Gotteshauses nach dem Brand von 1464 integriert worden. Dazu gehört praktisch die ganze Südwand bis zur Höhe der Blendbogen, und aufgrund der beiden erhaltenen Blendarkadenfragmente wird man annehmen müssen, dass auch grössere Teile der karolingischen Nordwand vom Neubau übernommen worden sind. Vollständig abgebrochen wurde dagegen die karolingische Westwand. Vermutlich am selben Standort hat man die Westmauer des spätgotischen Langhauses *ex fundamentis* aufgeführt. Ebenfalls vollständig neu errichtet wurden das



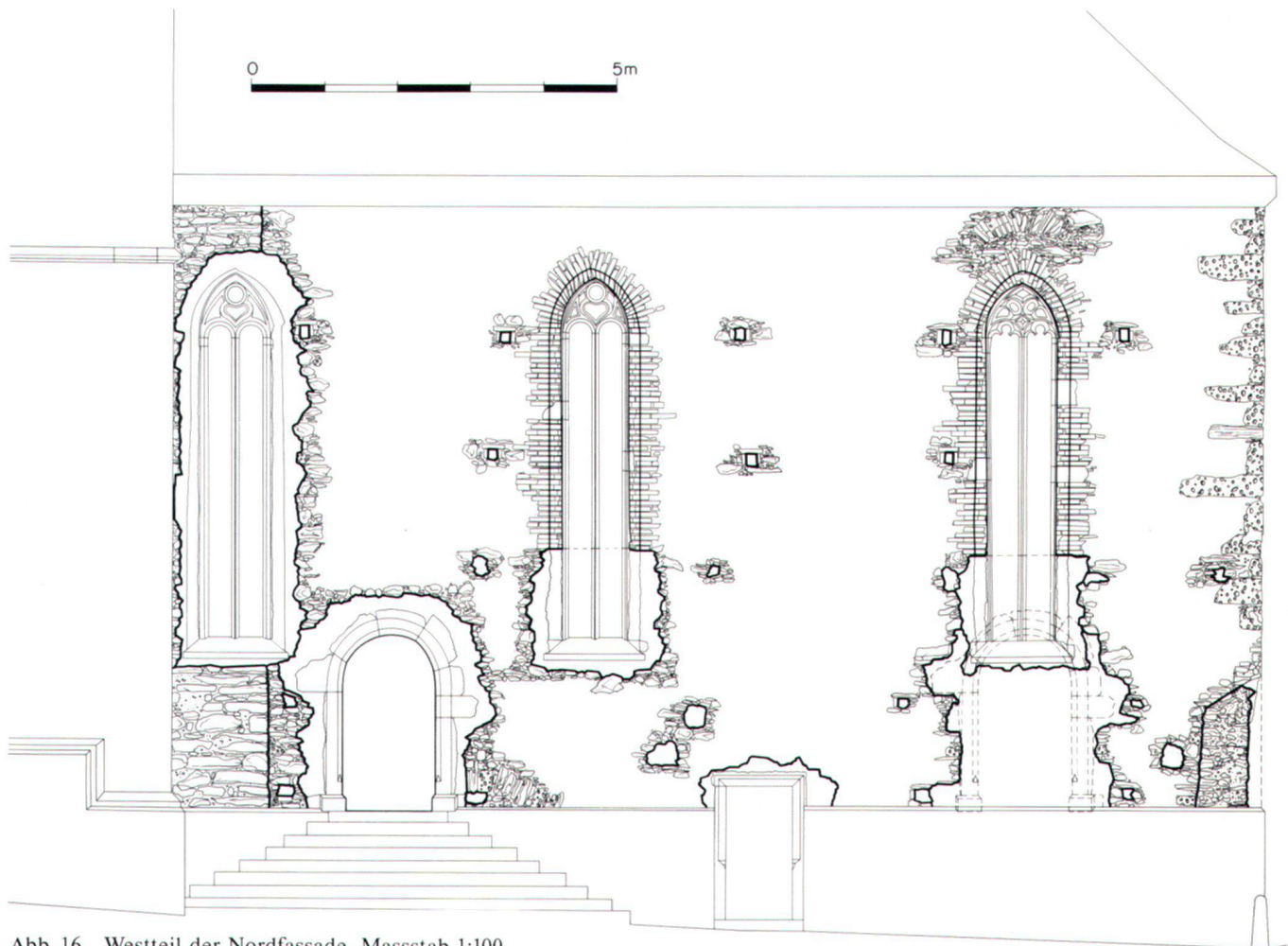


Abb. 16 Westteil der Nordfassade. Massstab 1:100.

Chor der Kirche in der Art eines gestreckten Polygons mit Fünftachtschluss sowie das Seitenschiff im Norden und die Sakristei.

Das spätgotische *Mauerwerk* an Hauptschiff und Chor zeigt weit stärker noch als die karolingischen Teile ein heterogenes Erscheinungsbild. Es besteht zum überwiegenden Teil aus Lesesteinen, welche unterschiedlichste Grössen aufweisen. Neben grossen Blöcken wurden häufig kleinere Kiesel von 4–5 cm Durchmesser verwendet, ferner standen den Bauleuten auch Backsteine und Tuff in grösseren Mengen zur Verfügung. Beim Aufmauern wurde, anders als beim karolingischen Mauerwerk, nicht darauf geachtet, dass die Stösse zwischen den einzelnen Steinen von einem darüberliegenden Stein abgedeckt wurden, so dass vertikale Stossfugen bis zu einem Meter Höhe entstehen konnten. An der West- ebenso wie an der Nordfassade waren in Bodennähe mehrfach im Mauerwerk integrierte Stichbögen zu beobachten, bei denen es sich um Entlastungsbögen handeln dürfte.<sup>59</sup> Offenbar bestand an den betreffenden Stellen Grund dazu, der Tragfähigkeit des Baugrundes zu misstrauen.

Der spätgotische *Mauermörtel* weist im Vergleich zum karolingischen eine gleichmässige Kornabstufung mit

einer mittleren Granulation von 0,4–8 mm auf. Auffallend sind die zahlreichen Kalkeinschlüsse bis zu einer Grösse von 11 mm Durchmesser. Dieselbe Mischung wie beim Mauermörtel ist auch für den spätgotischen *Verputz* verwendet worden. Es handelte sich dabei um einen Einschichtverputz, der nur grob mit der Kelle verstrichen wurde und deshalb eine ziemlich raue Oberflächenstruktur aufweist, nicht unähnlich einem Besenwurfverputz.

Ähnlich wie beim karolingischen war auch beim spätgotischen Mauerwerk ein System von *Gerüstbalkenlöchern* zu beobachten. Während beim Vorgängerbau die ins Mauerwerk eingelassenen Gerüstbalken gewöhnlich nur mit einem plattigen Stein abgedeckt waren, sind die Gerüstbalken der jüngeren Konstruktion jedenfalls an der Fassade gewöhnlich von plattigen Steinen, manchmal auch von Backsteinen, umschlossen worden. Der vertikale Abstand der Gerüstläufe betrug wie beim karolingischen Bau mehrheitlich um 1,50 m; daneben waren aber auch Abstände von lediglich 1 m oder gegen 2 m zu beobachten. Die Gerüstbalken sind späterhin, manche erst bei der Renovation von Schäfer/Risch, vollständig entfernt und die Löcher dabei gestopft worden.



## Südfassade

Wie erwähnt wurden an der Südfassade die mit dem karolingischen Bau entstandenen Blendarkaden nicht zuletzt wohl aus technischen Gründen beibehalten. Die Blendbogen, die wahrscheinlich beim Brand von 1464 in Mitleidenschaft gezogen worden waren, hat man mit Backsteinen wiederhergestellt und darüber die Südwand aufgehöhht. Im Zusammenhang mit dem Neubau der Westmauer ist die westlichste Blendarkade mit der Ecklisene weitgehend rekonstruiert worden. Entsprechend der Jocheinteilung der Gewölbe im Langhaus wurden drei im Grundriss rechteckige Strebepfeiler vor die Südfassade gesetzt und teilweise in diese eingebunden.

Das Langhaus ist gegenüber dem Vorgängerbau im Osten um ein Joch verlängert und das Chor mit einem beidseitigen Einzug von rund 1,50 m angefügt worden. Die Chormauern wurden im Verband mit den hier im Grundriss dreieckigen Strebepfeilern aufgeführt. Um die Fassaden des Chores zog sich ein 0,25 m starkes Band aus Scaläraschiefer mit deutlichen Spuren einer sekundären Abarbeitung. Es handelte sich dabei um ein *Kaffgesims*, dessen abfallende Oberfläche an einzelnen Stellen in Ansätzen gefasst werden konnte. Das Gesims war mit den Streben verkröpft und zog sich gut 1,50 m weit auf die Südfassade des Langhauses. Im Bereich der drei Fenster am Chorscheitel lag dieses Gesims direkt unter den Sohlbänken und dürfte ursprünglich mit seiner Oberflächenschräge die Fortsetzung der Fensterbänke gebildet haben.<sup>60</sup> Neben dem Fenster der südlichen Chorschragwand stieg das Gesims unvermittelt um 0,80 m vertikal an und lag an der Südfassade dementsprechend höher als am Chorscheitel.

Hinsichtlich der *Befensterung* des spätgotischen Langhauses konnten bei unseren Untersuchungen an der Südfassade keine Beobachtungen gemacht werden. Schäfer/Risch hingegen hatten beim Ausbruch der Fenster im Schiff Spuren und Reste eines, wie sie annahmen, mit dem spätgotischen Bau entstandenen Fensters im östlichen Joch – und offenbar nur dort – festgestellt.<sup>61</sup> Da das Spitzbogenfenster an der Südwand des Chores ebenso wie die bestehenden Fenster im Schiff vom Umbau des Jahres 1918 stammen, hat demnach die ursprüngliche Befensterung an der Südfassade der spätgotischen Kirche lediglich aus einem Fenster im östlichen Joch des Langhauses sowie einem Okulus im mittleren Joch des Chores bestanden.

In die drei östlichen Joche des Langhauses ist später je eine gedrungene, spitzbogige Lünette eingebrochen worden. Gleichzeitig, wie der markant ockerfarbene Mörtel dieser Umbauphase zeigt, sind die Fassaden des Chores neu verputzt worden. Zu diesem Zeitpunkt ist das umlaufende Kaffgesims am Chor aufgegeben, d. h. abgearbeitet und überputzt worden. Verputzernerneuerungen aus dieser Zeit waren auch an den Fassaden des Langhauses, abgesehen von den neu angelegten Fenstern besonders im Bereich der Ecklisenen, zu beobachten, doch war nicht sicher nachzuweisen, dass die Aussenwände des Schiffes gesamthhaft neu verputzt worden sind.

Als farbige Fassung des ansonsten in Naturfarbe belassenen Verputzes jener Zeit waren ein 12 cm breiter Rahmen um die Lünettenfenster sowie 52 cm breite Quaderlisenen an den westlichen Gebäudeecken festzustellen. Die Rahmen- bzw. Lisenenfelder, welche bei der Applikation des Verputzes mit einem Nagelriss vorgezeichnet worden waren, sind mit schwarz eingefärbtem Verputz, welcher eine raue Oberflächenstruktur aufwies, im Arbeitsablauf sekundär aufgetragen worden. Bei den Ecklisenen sind die vertikale Grenze sowie die Lagerfugen von Lisenenquadrern mit einem weissen Lichtstrich ausgezeichnet worden.

Diese Renovierung der Kirche mit den neuen Lünettenfenstern in der Südwand ist aufgrund von formalen wie auch von technischen Gesichtspunkten besonders hinsichtlich der Art und der Applikation des gefärbten Verputzes<sup>62</sup> in die Mitte oder allenfalls in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts anzusetzen. Zu einem späteren Zeitpunkt wurden die Fassaden der Kirche mit Ausnahme der Ecklisenen weiss getüncht und etwas später wurde die Fassade gesamthhaft mit grüner Farbe überstrichen. Es scheint, dass diese grüne Bemalung zur neugotischen Fassung der Fassaden aus der Jahrhundertwende<sup>63</sup> gehört, von welcher ansonsten nur geringe Spuren und Reste beobachtet werden konnten.

## Nordfassade

Bei der Nordfassade der spätgotischen Martinskirche (Abb. 15) handelt es sich im einzelnen um die Nordfassaden der Sakristei sowie des Seitenschiffes. Wie bei entsprechenden Maueranstössen der Sakristei-Ostwand sowie der Seitenschiff-Westwand festgestellt werden konnte, sind sowohl die Sakristei wie auch das Seitenschiff nachträglich an das Chor und das Hauptschiff der Kirche angefügt worden. Die Nordwand des Hauptschiffes konnte abgesehen vom Bereich der beiden zum karolingischen Bau gehörigen Blendarkaden beim Anstoss des ehemaligen Turmes nicht untersucht werden.

Beim Westteil der Nordfassade (Abb. 16) war in einer Breite von 1,25 m die Nordmauer des älteren, nachträglich vor die Nordwand des karolingischen Baus gestellten Turmes zu fassen. Das Mauerwerk war lagenweise mit Bruch- und Lesesteinen aufgeführt worden; der weisslich graue Mörtel aus gewaschenem Sand mit Kieszuschlag erwies sich als auffallend hart.

Die Nordwand des Seitenschiffes ist in ihrem von der Gebäudeachse etwas abweichenden Verlauf (vgl. Abb. 2) auf die Nordwand des Turmes, welcher damals offensichtlich noch bestanden hatte, ausgerichtet. Das Mauerwerk zeigt im wesentlichen dieselben Charakteristika wie das spätgotische Mauerwerk an Langhaus und Chor, doch sind hier auffallend viele Backsteinfragmente verwendet worden. Auch zeigte der westliche Eckverband praktisch ausschliesslich Tuffsteine.



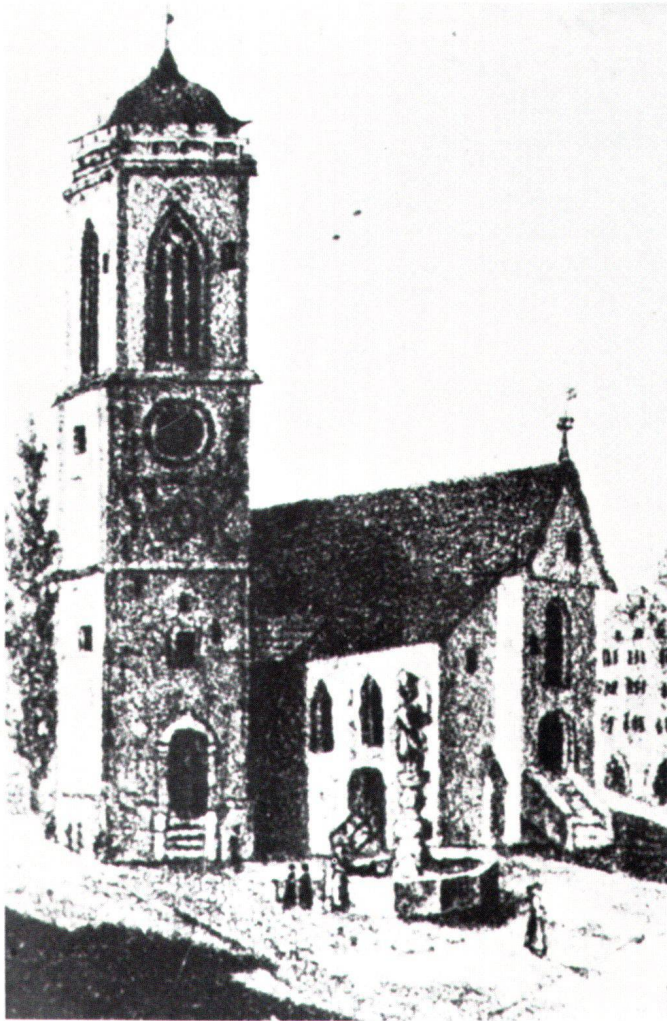


Abb. 17 St. Martin, Ansicht von Nordwesten, nach einer «nach der Natur gezeichneten» Vorlage von Johann Thomas Scheiffele, 1832. Lithographie. Zürich, Zentralbibliothek.

Das Seitenschiff wies in diesem westlichen Bereich zwei im Lichten ursprünglich 3,40 m hohe und 0,90 m breite Masswerkfenster auf, deren Gewände und Bögen zur Hauptsache mit *Formbacksteinen* ausgeführt worden sind (Abb. 16). Wie ein grosser Mauerflick unterhalb des westlichen Fensters nahelegte, bestand ursprünglich an dieser Stelle ein *Seiteneingang*. Ausdehnung und Form dieses Mauerflickes lassen es in hohem Masse als wahrscheinlich erscheinen, dass der bestehende Nebeneingang, der an seiner heutigen Stelle sicherlich sekundär ist, ursprünglich auf der Achse des Westfensters gelegen hatte – wie dies solcherart durch spätere Bildquellen belegt ist (Abb. 17) – und unter Wiederverwendung der Gewändesteine an die jetzige Stelle versetzt worden ist. Die formale Gestaltung des rundbogigen Türgewändes mit einer umlaufenden Fasse steht jedenfalls nicht im Widerspruch zur Annahme einer Entstehung mit dem spätgotischen Bau. Gleichzeitig mit der mutmasslichen Versetzung des Nebeneinganges an die

heutige Stelle sind die beiden ursprünglichen Fenster um 0,70 m verlängert worden, was im Falle des westlichen Fensters der Anlass zur Versetzung des Portals gewesen sein dürfte. Östlich dieses Nebeneinganges wurde überdies ein neues Fenster in die Norwand, zum überwiegenden Teil in das Mauerwerk des einstigen Turmes, eingebrochen.

Für die Datierung dieser Veränderungen an der Nordfassade gibt uns eine 1832 entstandene, «nach der Natur gezeichnete» Darstellung von Johann Thomas Scheiffele<sup>64</sup> (Abb. 17), welche noch den Vorzustand zeigt, einen *Terminus post quem*. Wahrscheinlich sind die Arbeiten um die Mitte des 19. Jahrhunderts ausgeführt worden, wie auf das Jahr 1847 datierte Planstudien zu den bestehenden Aussentritten beim Haupt- und Nebeneingang vermuten lassen.<sup>65</sup>

Östlich des bestehenden Turmes zeigte die Nordfassade ein vom westlichen Bereich verschiedenes Mauerwerk. Auffallend waren eine ansatzweise in Lagen erfolgte Aufmauerung sowie das gänzliche Fehlen von Backsteinfragmenten. Als einzige originale Maueröffnung war hier eine späterhin zugemauerte, schartenartige Fensteröffnung im Bereich der Sakristei festzustellen. Ebenso bestand als einzige originale Öffnung an der Ostwand der Sakristei ein ähnliches hochrechteckiges Fenster, dessen Gewände im Unterschied zu jenem gefast war.

Schäfer/Risch hatten an der Nordwand, bei der Nahtstelle von Sakristei und Seitenschiff, eine Baugrenze festgehalten<sup>66</sup>, welche jedoch mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann. Die Nordwand der Sakristei und des Seitenschiffes in diesem Bereich sind gleichzeitig und im Verband entstanden. Aufgrund der strukturellen Verschiedenheit des Mauerwerks und in geringerem Masse auch des Mauer Mörtels ist jedoch anzunehmen, dass die Nordwand und damit auch die Raumteile westlich und östlich des älteren Turmes nicht gleichzeitig errichtet worden sind. Eine relativ-chronologische Abfolge der entsprechenden Mauerteile ist dadurch gegeben, dass ein in Form und Fertigung der Gewände gleichartiges Masswerkfenster wie im westlichen Bereich des Seitenschiffes sekundär in die Nordwand östlich des bestehenden Turmes eingebrochen worden ist. Dies bedeutet, dass die Nordwand östlich des heutigen Turmes älter ist als jene westlich davon. Das erwähnte Fenster ist zwar, wie entsprechende Maueranstösse zeigten, vor Errichtung des bestehenden Glockenturmes angelegt worden; dennoch war festzustellen, dass dessen westliches Gewände nicht wie die übrigen geschrägt, sondern gerade angelegt worden ist. Man wird daraus schliessen müssen, dass der genaue Standort des heutigen Turmes, worauf sich diese abweichende Ausbildung bezieht, zum Zeitpunkt der Errichtung dieses Fensters bereits festgelegt war.

Als nachträgliche, mehrheitlich im 19. Jahrhundert vorgenommene Veränderungen an diesem Fassadenteil sind die Verlängerung des Masswerkfensters analog der übrigen im Westteil des Seitenschiffes zu vermerken sowie der Ausbruch von zwei weiteren kleineren Fensteröffnungen und einer Türe. Desgleichen sind auch an der Ostwand der Sakristei zwei Fenster sowie eine Türöffnung nachträglich angebracht worden.



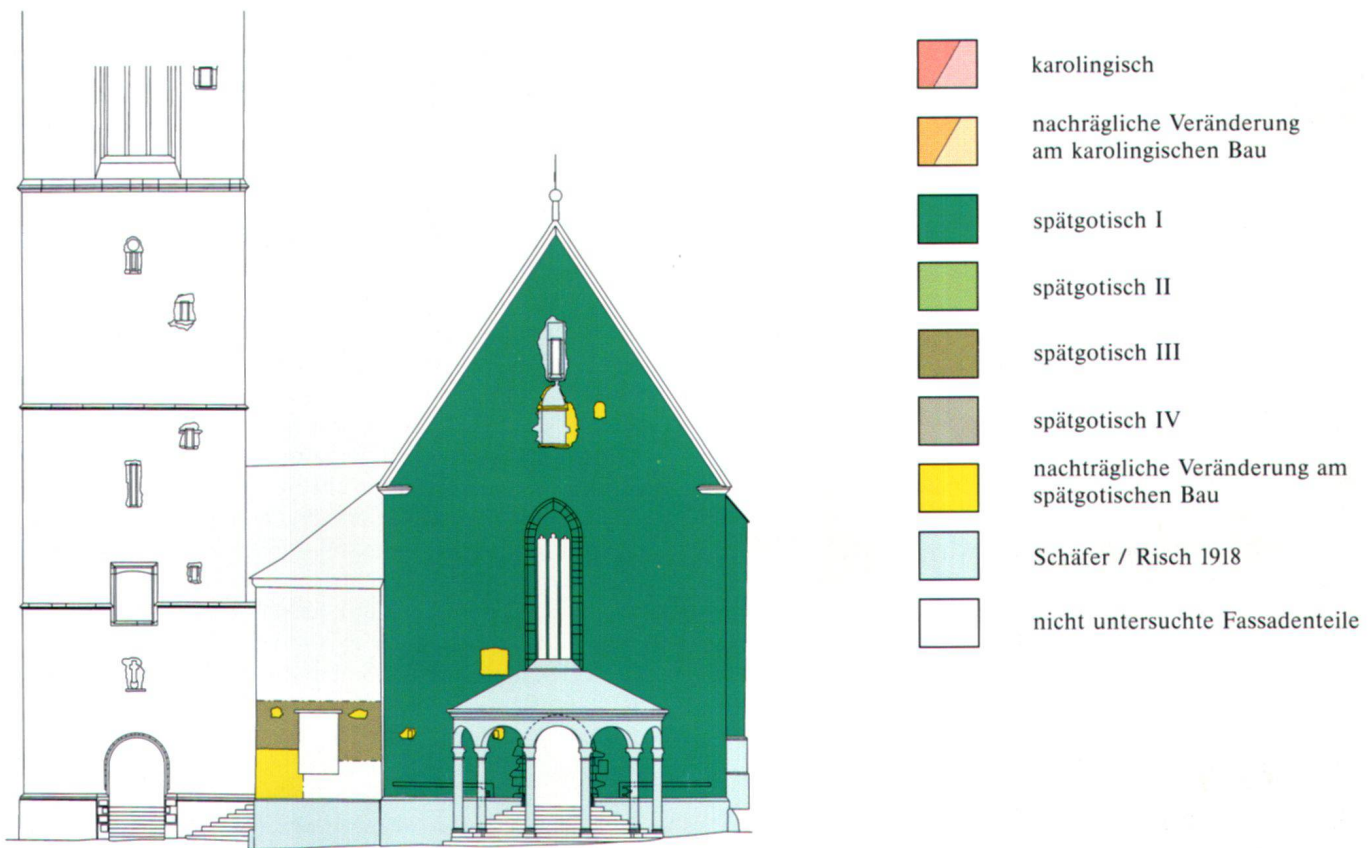


Abb. 18 Westfassade mit den einzelnen Bauphasen. Massstab 1:300.



### Westfassade

Die Westfassade des Hauptschiffes ist, wie bereits angesprochen, mit dem spätgotischen Bau der Kirche gesamthaft erneuert worden und ohne tiefgreifende Veränderungen auf uns gekommen (Abb. 18). Sowohl das Portal als auch das in seiner beherrschenden Art an die Westfassade der Kathedrale Chur erinnernde Mittelfenster gehören zum originalen Bestand. Dazu sind ferner eine rundbogige Fensterluke im Giebel zu rechnen sowie eine mit einem Stichbogen überwölbte Nische seitlich des Fensters, wo ursprünglich eine Reliefplatte angebracht gewesen sein dürfte. Wandnische und Fensterluke wurden späterhin ausgemauert; letztere ist durch eine grössere Fensteröffnung auf der Achse der Fassade ersetzt worden. Diese wurde schliesslich von Schäfer/Risch zugesetzt, welche statt dessen eine hohe Fensterscharte anbringen liessen, auf deren Sturz die Jahreszahlen 1491 und 1918 eingehauen sind. Erstere bezieht sich auf die Datierung der bei der Renovation Schäfer/Risch aufgefundenen Baumeisterinschrift, die zweite auf den Zeitpunkt ihrer Kirchenrenovation.

Zum originalen Bestand der Westfassade gehören im weitem zwei horizontale Bänder von hochkant gestellten Backsteinen zu beiden Seiten des Hauptportals, die nachträglich

auf die Flucht der Fassade zurückgearbeitet worden sind. Schäfer hat diesen Befund ohne nähere Erläuterung als *Prangerbank* interpretiert.<sup>67</sup>

Wahrscheinlich gehörte zum ursprünglichen Bestand der Westfassade auch ein einfaches *Vorzeichen*. Darauf weisen zwei Mauerflicke seitlich über dem Portal hin, die beim Herausreissen von Tragbalken für das Vordach entstanden sein dürften. Der Planprospekt der Stadt Chur aus dem Schloss Knillenburg<sup>68</sup> (Abb. 1) zeigt jedenfalls für die Zeit um 1640 ein solches Vorzeichen. Er zeigt überdies nördlich daran angrenzend eine gedeckte *Laube*. Davon waren bei unseren Untersuchungen vier nachträglich in die Westwand eingelassene und zudem sekundär abgearbeitete Konsolsteine zu fassen<sup>69</sup>, welche an der Haupt- und Seitenschiffsfassade je einen Streifbalken, wohl als Auflager der Bedachung, getragen haben. Auf den Bau dieser Lauben – es dürfte sich dabei um Verkaufsläden gehandelt haben – scheinen sich zwei auf das Jahr 1587 datierte Eintragungen im Ausgabenbuch der Stadt Chur zu beziehen, wo Zahlungen für Ziegel und verschiedene Arbeiten an den «Läden vor S. Martyn» vermerkt sind.<sup>70</sup>

Die Westwand des Seitenschiffes, von der nur ein geringer Teil untersucht werden konnte, ist gegenüber jener des Hauptschiffes nicht nur knapp 1 m zurückgesetzt, sie zeigt



überdies einen, bezogen auf die Kirchenachse, schrägen Verlauf. Diese Schräge ist dadurch bedingt, dass eine ältere Mauer, deren Entstehung vor den spätgotischen Neubau der Kirche zurückreicht, miteinbezogen worden ist. Diese Mauer, deren Westfassade stark ausgeflickt worden ist, war gegen 0,85 m stark und, gemessen am heutigen Ausseniveau, 3,75 m hoch und zeigte eine gegen Osten abfallende Mauerkrone (Abb. 16). An der Nordwestecke des Seitenschiffes ist diese Mauer – allerdings erst zu einem späteren Zeitpunkt – abgebrochen und die Bruchstellen sind ausgeflickt worden. Es dürfte sich bei dieser Mauer um eine Begrenzung des im Mittelalter bei St. Martin gelegenen *Friedhofes* gehandelt haben, die nach dem Bau der spätgotischen Kirche vorerst noch weiterbestand, mit der Verlegung des Friedhofes bald nach der Reformation<sup>71</sup> jedoch obsolet geworden, schliesslich abgebrochen wurde.

Aus den Aufzeichnungen von Schäfer geht weiter hervor<sup>72</sup>, dass bei der Renovation von 1918 die oberen Teile der Seitenschiff-Westwand abgetragen und statt dessen der heute bestehende Dachwalm errichtet wurde. Bildquellen aus der Jahrhundertwende zeigen noch die alte, wahrscheinlich ursprüngliche Schräge des Pultdaches an der Westfassade des Seitenschiffes (vgl. auch Abb. 17).

#### *Chronologie und Einordnung*

Bei unseren Untersuchungen, bei denen wie erwähnt das Innere der Kirche ausgenommen war, konnten keine Beobachtungen gemacht werden, die Aufschluss über die bauliche Abfolge von Chor und Schiff beim spätgotischen Neubau gegeben hätten. Aufgrund der Datum-Inschriften von 1473 auf einer Gewölberippe im Chor und von 1491 auf einem Schlussstein des Langhauses wird man annehmen müssen, dass diese Bauteile nicht gleichzeitig entstanden sind. Diese Annahme wird scheinbar durch die Feststellung gestützt, dass die Dachstühle über Chor und Schiff zwar in der gleichen Konstruktionsweise errichtet, jedoch unabhängig voneinander ausgelegt worden sind. Die beiden Dachstühle, auf Stichbalken über doppelten Fusspfetten, weisen ein kompliziertes Gebilde einer liegenden Sparren-Pfetten-Konstruktion auf mit einem zusätzlich eingefügten Kehlbalken (Abb. 19). Beim Anstoss der beiden Teile über dem Chorbogen liegen zwei Gebinde nebeneinander, wobei das eine zum Dachstuhl des Chores, das andere zu jenem des Hauptschiffes gehört.

Die dendrochronologische Untersuchung der für den Dachstuhl über Chor und Schiff verwendeten Hölzer hat jedoch ergeben, dass alle untersuchten Proben sowohl vom Hauptschiff- wie auch vom Chordachstuhl mit Ausnahme der Bundbalken in der Zeit zwischen Herbst/Winter 1486/87 und Frühjahr 1488<sup>73</sup>, die Bundbalken dagegen erst 1495/96<sup>74</sup> geschlagen worden sind.

Die Hölzer der beiden Dachstühle über Schiff und Chor zeigen bei den Holzverbindungen im allgemeinen präzise geschlagene Kanten, was auf eine baldige Verarbeitung des Holzes hindeutet. Die bestehenden Dachkonstruktionen

können jedoch frühestens im Jahre 1488 entstanden sein, und sie haben im Bereich des bereits eingewölbten Chores wahrscheinlich eine provisorische Bedachung ersetzt. Die Bundbalken, welche erst 1495/96 geschlagen worden sind, haben keine tragende Funktion. Sie sind über den Stichbalken, welche Träger der Dachkonstruktion sind, mit den liegenden Streben verbunden. Diese ungewöhnliche und im Kräftespiel des Dachstuhls nicht besonders wirkungsvolle Art der Anbringung lässt annehmen, dass diese Bundbalken erst nachträglich angebracht worden sind. Aus konstruktiv-technischen Gründen ist ferner davon auszugehen, dass die Bundbalken erst nach der Errichtung der Gewölbe eingefügt wurden. Man möchte somit annehmen, dass die 1491 erfolgte Wölbung über dem Langhaus<sup>75</sup> bereits bei Bestehen des Daches ausgeführt worden ist, was auch dem normalen Arbeitsvorgang entsprechen würde.

Die Befunde an der Sakristei und am Seitenschiff haben gezeigt, dass diese zwar nachträglich an Schiff und Chor der Kirche angefügt worden sind, jedoch zu einem Zeitpunkt, als der ältere Turm noch existierte. Dies bedeutet, dass anstelle des bestehenden Seitenschiffes ursprünglich zwei durch den älteren Turm getrennte Raumkompartimente bestanden hatten (vgl. Abb. 2). Diese Disposition lässt sich auch anhand der Gewölbekonfigurationen des Seitenschiffes (vgl. Abb. 20) nachvollziehen. Das Raumkompartiment östlich des Turmes ist mit einem Kreuzrippengewölbe gedeckt, welches mit einem Zwischenjoch sowie einer abschliessenden Gurtrippe an den Turmschaft anschloss. Das westliche Raumkompartiment weist ein Netzgewölbe auf mit einem gleichermassen ausgebildeten Zwischenjoch. Anstelle des späterhin abgebrochenen Turmes ist ein Kreuzgratgewölbe errichtet worden.

Hinweise bezüglich der zeitlichen Einordnung der Bauarbeiten in diesem Bereich sind wiederum aus den dendrochronologischen Untersuchungen zu gewinnen. So sind die für den Dachstuhl der Sakristei verwendeten Hölzer<sup>76</sup> ebenso wie die Proben vom Dachstuhl des östlich vom Turm gelegenen Raumteils<sup>77</sup> in der Zeit von 1494–1497 geschlagen worden. Für den ursprünglichen Dachstuhl im westlich des Turmes gelegenen Raumteil konnten keine Daten beigebracht werden.

Im Dachstuhl des Hauptschiffes war eine nachträgliche Ergänzung festzustellen, welche nach dem Abbruch des älteren Turmes vorgenommen worden sein dürfte. Die nördliche Dachschräge des Hauptschiffes ist im Bereich des ehemaligen Turmanstosses ergänzt worden, wobei die beiden an dieser Stelle nachträglich eingefügten Dachsparren wahrscheinlich 1518 geschlagen worden sind.<sup>78</sup> Es ist anzunehmen, dass zur Ableitung des Meteorwassers zuvor ein Ausbau des Daches zum Turmschaft bestanden hatte.

Insgesamt wird man sich die zeitliche Abfolge des spätgotischen Neubaus folgendermassen vorzustellen haben:

Wenn wir dem Datum von 1473 auf der Gewölberippe im Chor vertrauen dürfen, wäre dessen Errichtung zu diesem Zeitpunkt, wenn auch offenbar mit einer provisorischen Bedachung, abgeschlossen gewesen. Da diese Inschrift mit



der Ausmalung des Chores entstanden ist, wird man davon ausgehen können, dass das Chor zu diesem Zeitpunkt für den Gottesdienst provisorisch in Gebrauch genommen worden ist.

Einige Jahre später, wohl zwischen 1488 und 1491, ist über dem Chor und möglicherweise gleichzeitig auch über dem Schiff der in den wesentlichen Teilen heute noch bestehende Dachstuhl errichtet worden. Man möchte annehmen, dass die Einwölbung des Langhauses 1491 bereits unter Dach vorgenommen worden ist. Aufgrund der Baumeisterinschrift über dem Chorbogen wird man das Jahr 1491 als Datum der Fertigstellung von Schiff und Chor betrachten dürfen.

Danach ist die Sakristei zusammen mit dem östlich des älteren Turmes gelegenen Raumkompartiment errichtet worden, dieses wohl mit der Funktion einer Nebenkapelle<sup>79</sup>, deren Fertigstellung mit dem Dachstuhl noch vor 1500 erfolgt sein dürfte. Etwa zur gleichen Zeit sind die Bundbalken in den Dachstühlen über Schiff und Chor eingefügt worden.

Noch vor der Niederlegung des älteren Turmes<sup>80</sup> ist auch das westlich davon gelegene Raumkompartiment geschaffen worden. Dessen Funktion als eigenständiger Raum ist allerdings kaum ersichtlich; man möchte vielmehr annehmen, dass dieser westliche Raumteil bereits im Hinblick auf die Schaffung des Seitenschiffes angelegt worden ist. Dies würde bedeuten, dass bald nach dessen Einwölbung der ältere Turm niedergelegt und an seiner Stelle ein Kreuzgratgewölbe errichtet und damit die Raumteile im Norden des Hauptschiffes zum bestehenden Seitenschiff vereinigt worden sind.

Poeschel hatte aus den für die Jahre 1505–1509 überlieferten Ausgaben für den Guss von Glocken wohl zu Recht geschlossen, dass der neue Turm zu jener Zeit bereits bis zum Glockengeschoss fertiggestellt war.<sup>81</sup> Das gleichzeitig mit der Errichtung des westlichen Raumkompartimentes im östlichen Raumteil eingebrochene Masswerkfenster, welches in seiner Anlage den Standort des neuen Glockenturmes bereits berücksichtigte, scheint ebenfalls ein gewichtiges Indiz dafür zu sein, dass zwischen dem Bau des westlichen Raumteils und dem Abbruch des alten bzw. der mehr oder weniger zeitgleichen Errichtung des neuen Turmes nur eine kurze Zeitspanne gelegen hatte.

Man wird somit davon ausgehen können, dass die Fertigstellung des spätgotischen Neubaus der Martinskirche – allerdings noch ohne den Aufsatz auf dem Glockenturm – um 1510, also beinahe ein halbes Jahrhundert nach dem Brand von 1464, erfolgt ist. Aufgrund der Genese dieses Baus und im besondern des Seitenschiffes wird man schließen müssen, dass dieses nicht zum ursprünglichen Plankonzept der Kirche gehört hatte.<sup>82</sup>

Von der Konzeption her ist der spätgotische Bau von St. Martin, wenn man vom nachträglich angefügten Seitenschiff absieht, mit seinem gewölbten Langhaus eine einschiffige Halle. Das Schiff weist ein Parallelrippengewölbe auf, welches in seinem Grundmuster auf das von Peter Parler 1385 vollendete Chorgewölbe des Prager Veitsdo-

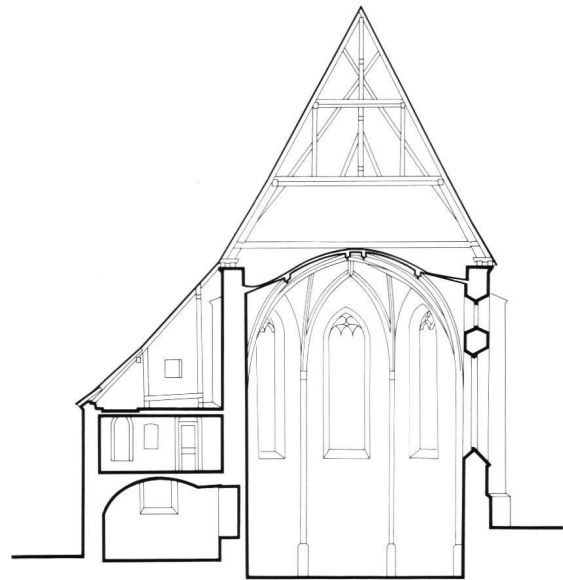


Abb. 19 Querschnitt durch Chor und Sakristei mit Ansicht gegen Osten.

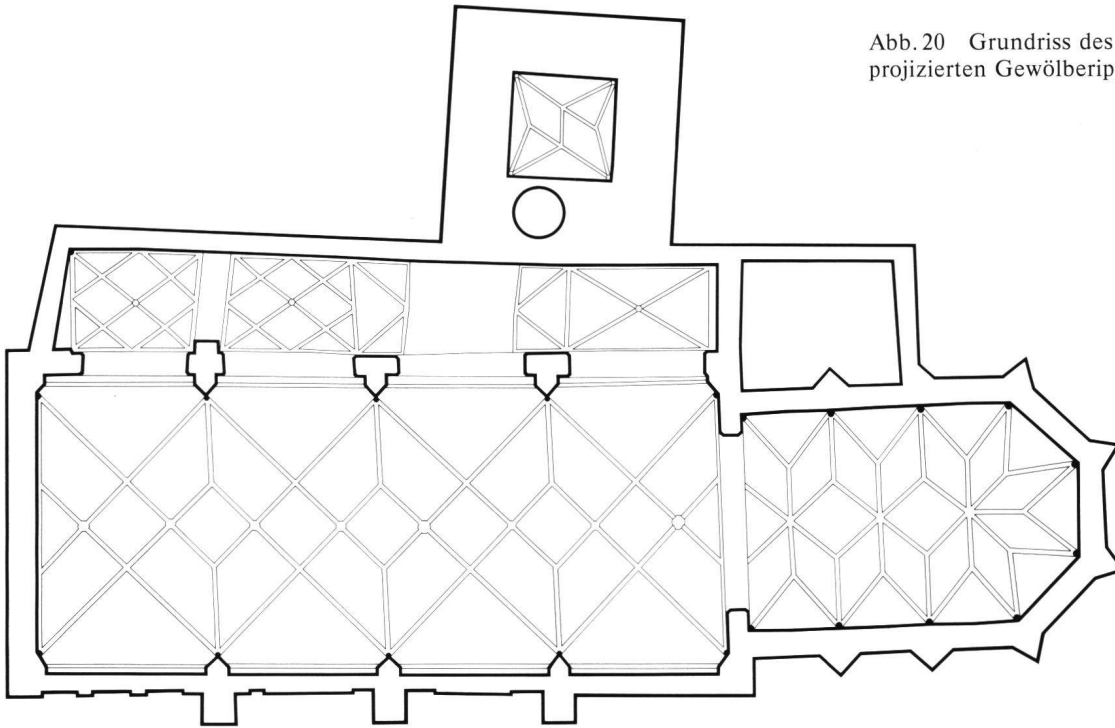
mes<sup>83</sup> zurückgeht und mit seinen jochübergreifenden Rippenfiguren zur Vereinheitlichung des Raumeindrucks beiträgt. Auch der Rautenstern des Chorgewölbes gilt als eine Erfindung des Peter Parler und hat bei dem nach 1370 eingewölbten Turm der Moldaubrücke in Prag seine erste Anwendung gefunden.<sup>84</sup>

Damit sind an der Martinskirche in Chur zwei Gewölbe-konfigurationen zur Anwendung gelangt, welche besonders in den Donauländern die beiden beliebtesten Gewölbe-motive darstellten.<sup>85</sup> Dies mag hinsichtlich des aus diesem Raum stammenden Baumeisters von St. Martin, Stefan Klain, von Bedeutung sein, wengleich die Rezeption solcher Gewölbeformen primär über besonders seit dem 15. Jahrhundert stark verbreitete Baumusterbücher erfolgt sein dürfte.<sup>86</sup> Es erstaunt deshalb nicht, dass identische oder ähnliche Gewölbekonfigurationen auch anderweitig im süddeutschen Raum und speziell auch in der heutigen Deutschschweiz fassbar sind, so beispielsweise an Kirchenbauten in Basel<sup>87</sup> oder in der Zürcher Landschaft<sup>88</sup>, wobei die Instrumentierung der Gewölbe hinsichtlich von Wandvorlagen und Schildbogen sowie bezüglich von Rippendurchdringungen im einzelnen durchaus verschieden sein kann.

Auch die eher seltene Grundriss-Ausbildung der Strebepfeiler als Dreiecke am Chor von St. Martin, wie sie, wengleich bei einer völlig anderen Chorgestaltung, von Peter Parler in den Jahren 1360–1378 bei der Stadtkirche von Kolín erstmals solcherart ausgeführt worden ist<sup>89</sup>, scheint eine Reminiszenz aus dem oberösterreichisch-böhmischen Raum, also aus dem weiteren Herkunftsgebiet von Stefan Klain, zu sein. Man findet diese formale Ausbildung der Strebepfeiler ausser bei einigen Kirchen im süddeutschen Raum<sup>90</sup> allerdings auch bei den Langhauskapellen am Berner Münster.<sup>91</sup> Dennoch glaubt man für einzelne



Abb. 20 Grundriss des spätgotischen Baus mit projizierten Gewölberippen. Massstab 1:300.



formale Motive von St. Martin Vorbilder aus dem weiteren Herkunftsgebiet von Stefan Klain ausmachen zu können, die entweder durch eigene Anschauung des Meisters oder in stärkerem Masse wohl durch mitgebrachte Musterbücher rezipiert worden sein dürften.

Die Konzeption des sowohl das Langhaus wie auch das Chor umfassenden Gewölbebaus bei St. Martin entspringt Vorstellungen, wie sie den meisten spätgotischen Pfarrkirchen im Deutschschweizer Mittelland fremd waren. Diese orientierten sich in ihrem Raumkonzept hauptsächlich am oberrheinischen Typus der Bettelordenskirchen mit flachgedecktem Schiff und gewölbtem Chor.<sup>92</sup> Bei der Martinskirche in Chur haben wir eine davon ver-

schiedene Bau- und Raumauffassung vor uns. Während die Auslegung und Gliederung des Hauptschiffes sowie das Verhältnis von Mauermaße und Lichtöffnungen im wesentlichen eine Weiterführung einheimischer Bautraditionen darstellten<sup>93</sup>, ist mit der Wölbung von Chor und Schiff ein auch in der weiteren Region seit der zweihundert Jahre zurückliegenden Vollendung der Churer Kathedrale ungebräuchliches Raumkonzept aufgegriffen worden. Diese Raumauffassung von St. Martin hat in den Dorfkirchen der Bündner Täler eine vielfache Nachfolge gefunden, sind doch von hundert bekannten spätgotischen Bauten die Hälfte sowohl im Chor wie auch im Schiff gewölbt worden.<sup>94</sup>

#### ANMERKUNGEN

##### Abkürzungen

- BUB *Bündner Urkundenbuch*, bearb. von ELISABETH MEYER-MARTHALER/Franz PERRIN, Bd. I, Chur 1955; Bd. II, Chur 1973.
- Kdm GR VI *Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden*, 6: Puschlav, Misox und Calanca, von ERWIN POESCHEL, Basel 1945.
- Kdm GR VII *Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden*, 7: Chur und der Kreis der fünf Dörfer, von ERWIN POESCHEL, Basel 1948.

<sup>1</sup> Die Bauuntersuchungen wurden von Augustin Carigiet in enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege und dem Archäologischen Dienst des Kantons Graubünden (ADG) durchgeführt und standen unter der wissenschaftlichen Leitung von Georges Descœudres, Atelier d'archéologie médiévale, Moudon. Die zeichnerische Dokumentation im Massstab 1:50 (spätgotische Bauteile) sowie im Massstab 1:20

(karolingische Bauteile) und 1:10 (Details) wurde von Andreas Macke und Hans Seifert (ADG) besorgt. Daneben erstellten die Architekten Gioni Signorell und Martin Heim, Chur, teilweise auf photogrammetrischen Vermessungen basierende Bauaufnahmen. Parallel zu den Arbeiten am Bau wurde von Dr. Luzi Dosch, Büro für Kunstgeschichte in Chur, ein Inventar von Schrift-, Bild- und Planquellen zur Martinskirche zusammengestellt, das uns gute Dienste bei der Ausarbeitung der Untersuchungen leistete. – Danken möchten wir an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. Hans Rudolf Sennhauser, dem eidgenössischen Experten für Mittelalterarchäologie, sowie den Herren Hans Rudolf Courvoisier und Prof. Oskar Emmenegger für ihre wertvolle Beratung.

<sup>2</sup> Vgl. HANS RUDOLF SENNHAUSER, *Spätantike und frühmittelalterliche Kirchen Churrätens*, in: JOACHIM WERNER/EUGEN EWIG (Hrsg.), *Von der Spätantike zum frühen Mittelalter*, Sigmaringen 1979, S. 193–218, Abb. 1.

- 3 BUB I, Nr. 24.  
4 BUB I, Nr. 115.  
5 Kdm GR VII, S. 233.  
6 BUB II, Nr. 616.  
7 Pfarrer von St. Martin soll der Domprobst gewesen sein, welcher zur Ausübung des Amtes einen ständigen Vikar bestimmte, wie ARNOLD NÜSCHELER, *Die Gotteshäuser der Schweiz*, 1. Heft: Bistum Chur, Zürich 1864, S. 50, festhält, ohne einen näheren Zeitpunkt anzugeben, für welchen diese Verhältnisse zutreffen.  
8 Kdm GR VII, S. 10.  
9 Für diese sowie für die folgenden Angaben vgl. Kdm GR VII, S. 233–236.  
10 *Die Renovation der St. Martinskirche in Chur*, in: Schweizerische Bauzeitung 75/1, 1920, S. 6–8, und FRITZ GYSI, *St. Martin in Chur und sein Umbau*, in: Das Werk, Bern 1920, S. 69–71; vgl. dazu Kdm GR VII, S. 236 und S. 242. – Sehr aufschlussreich sind die von OTTO SCHÄFER verfassten Tages- und Wochenberichte vom 21. Mai bis 7. September 1918 unter dem Titel *Umbau der St. Martinskirche* über die Renovationsarbeiten an der Kirche (ohne Turm, der im Jahr zuvor umgebaut worden war), aufbewahrt im Archiv der Evangelischen Kirchgemeinde Chur, Schachtel «Martinskirche Renovation 1915–1919, I».  
11 Diesem, von POESCHEL als «formal äusserst unglücklich» qualifizierten Turmaufsatz (Kdm GR VII, S. 242) war schon während des Baus Kritik erwachsen, und man trug sich sogleich nach dessen Vollendung mit Gedanken zu seiner Veränderung (FRITZ JECKLIN, *Geschichte der St. Martinskirche*, Festschrift, Chur 1918, S. 15).  
12 Vgl. Kdm GR VII, S. 236–238 und Abb. 255. HANS RUDOLF SENNHAUSER, *Chur, St. Martin*, in: FRIEDRICH OSWALD/LEO SCHÄFER/HANS RUDOLF SENNHAUSER, *Vorromanische Kirchenbauten*, Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen, München 1966–1971, S. 52–53 ist POESCHEL in den wesentlichen Teilen gefolgt. – Der aufgrund der Beobachtungen anlässlich der Ausgrabungen von 1918 von Schäfer/Risch erstellte baugeschichtliche Grundriss der Martinskirche ist in der *Schweizerischen Bauzeitung* 75/1, 1920, Abb. 1, und bei FRITZ GYSI (vgl. Anm. 10), S. 69, publiziert worden.  
13 OTTO SCHÄFER (vgl. Anm. 10), S. 3, S. 6 und S. 8–9.  
14 Die vom Archäologischen Dienst des Kantons Graubünden durchgeführten Untersuchungen standen unter der Leitung von Hans Seifert und Manuel Janosa.  
15 POESCHEL vermerkt in den Kdm GR VII, S. 236: «Ein hufeisenförmiger Einzug [bei den Apsiden] scheint nicht beobachtet worden zu sein», obwohl er im Jahre 1930 hinsichtlich der wenige Jahre zuvor durch Sondierungen bekannt gewordenen karolingischen Apsis der Kathedrale in Chur geschrieben hatte: «Die Nische [gemeint ist die Apsis] zeigt die tiefe, hufeisenförmige Rundung, wie wir sie von St. Johann in Münster, von Disentis, auch durch Ausgrabungen von St. Martin in Chur kennen . . .» (ERWIN POESCHEL, *Zur Baugeschichte der Kathedrale und der Kirche S. Lucius in Chur*, in: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde N. F. 32, 1930, S. 99–113, hier S. 103).  
16 HANS RUDOLF SENNHAUSER, *Mistail und Müstair*, in: *Vorromanische Kirchenbauten* (vgl. Anm. 12), S. 221 und S. 227–228.  
17 Die vom Archäologischen Dienst des Kantons Graubünden durchgeführten Untersuchungen «Chur, Martinsplatz 1978» standen unter der Leitung von Gian Gaudenz.  
18 Zusammenstellung der Grundrisse bei HANS RUDOLF SENNHAUSER (vgl. Anm. 2), Abb. 11, der S. 209 zudem darauf hinweist, dass diese Bauten in der Regel zu einem quadratischen Grundriss tendieren.  
19 Kdm GR VII, S. 233. – Das älteste uns bekannte Beispiel datiert von 1204 (BUB II, Nr. 504): «Actum in civitate de Curia sub porticu ecclesie sancti Martini.»  
20 Vgl. den Grundriss in der *Schweiz. Bauzeitung*, 75/1, 1920, S. 6.  
21 Ein solcher Vorgängerbau wird von CHRISTOPH SIMONETT, *Geschichte der Stadt Chur*, Teil 1: Von den Anfängen bis ca. 1400 (104. Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft des Kantons Graubünden = *Historia raetica* 4), Chur 1976, S. 63, vermutet.  
22 JOHANN RUDOLF RAHN, *Zur Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler*, in: Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde 5, 1872, S. 396.  
23 Der Zustand der Südfassade von St. Martin vor den Eingriffen von Schäfer/Risch ist in Kdm GR VII, Abb. 258, wiedergegeben.  
24 Die Höhe der einzelnen Gerüstgeschosse von 1,50 m mag gering erscheinen, doch sind beispielsweise bei der ehemaligen St. Peterskirche in Leuk VS, die um die Jahrtausendwende entstanden sein dürfte, Gerüstgeschosse von lediglich 1,00–1,40 m Höhe beobachtet worden (GEORGES DESCŒUDRES/JACHEN SAROTT, *Materialien zur Pfarrei- und Siedlungsgeschichte von Leuk*. Drei archäologische Untersuchungen: Pfarrkirche St. Stephan, ehemalige St. Peterskirche und Mageranhaus, in: *Vallesia* 39, 1984, S. 139–238, besonders S. 211 und Abb. 30).  
25 Dieselbe Gerüstbautechnik wie bei St. Martin in Chur fand auch bei der Errichtung der sogenannten Einhardsbasilika in Steinbach/Odenwald in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts Anwendung (OTTO MÜLLER, *Einhardsbasilika Michelstadt-Steinbach*. Bauformen und Mauertechnik, Michelstadt 1984, S. 11). – An der Einhardsbasilika ist jedoch mit der Verwendung von Handquadern ein von St. Martin in Chur deutlich unterschiedliches Mauerwerk zu beobachten. Desgleichen wurde das karolingische Mauerwerk der St. Luziuskirche in Chur verschiedentlich zu jenem bei St. Martin beschrieben (WALTHER SULSER, *Die St. Luziuskirche in Chur*, in: *Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern*. Akten zum 3. internationalen Kongress für Frühmittelalterforschung vom September 1951, hrsg. von LINUS BIRCHLER ET ALIIS, Olten/Lausanne 1954, S. 151–166): «Das karolingische Mauerwerk ist an den mittelgrossen, *lagerhaften*, in reichlichen Mörtel eingebetteten Bruchsteinen und dem *Verputz mit Fugenstrich* zu erkennen . . .» (S. 152).  
26 Solche architekturbegleitende Malereien etwa im Sinne von Backsteinimitationen sind bei frühmittelalterlichen Bauten Graubündens mehrfach nachgewiesen worden; z. B. bei St. Johann in Müstair (JOSEF ZEMP/ROBERT DURRER, *Das Kloster St. Johann zu Münster in Graubünden*. Kunstdenkmäler der Schweiz, Mitteilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, N. F. 5, 1906; 6, 1908; 7, 1910, S. 24 und Abb. 21–23), beim Vorgängerbau der Kirche St. Peter in Domat/Ems (AUGUSTIN CARIGIET, *Die Ausgrabung der karolingischen Kirche St. Peter in Domat/Ems*, in: *Archäologie der Schweiz* 2, 1979, S. 113–118, besonders S. 118 und Abb. 11) oder bei S. Lucio in San Vittore, wo solche Malereien bei der jüngsten Restaurierung zutage getreten sind. (Unser Dank gilt Dr. François Guex, Fribourg, der uns die Aufnahmen seiner im Rahmen vom Büro Sennhauser, Zurzach, im Jahre 1977 durchgeführten Bauuntersuchungen an S. Lucio in San Vittore zur Verfügung gestellt hat.)  
27 Vgl. Anm. 26.  
28 Als Hinweis zur relativ-chronologischen Abfolge war zu beobachten, dass die Aufmauerung der neuen Fensterbank gegen den erneuerten Verputz in den Fensterleibungen gesetzt worden ist.



- 29 Leider reichte die Anzahl der erhaltenen Jahrringe dieser Schwelle zu einer dendrochronologischen Bestimmung nicht aus, vgl. den Bericht des Laboratoire Romand de Dendrochronologie, Moudon, von CHRISTIAN und ALAIN ORCEL sowie von JEAN-PIERRE HURNI, *Analyse dendrochronologique de bois provenant de l'église St. Martin à Coire GR* vom 12.1.1990, Probe Nr. 1000.
- 30 Kdm GR VII, S. 238.
- 31 Bei mutmasslich gleicher Länge ist St. Martin in den lichten Abmessungen um 1,20 m schmäler als St. Johann in Müstair und bei gleicher Breite rund 6 m länger als St. Peter in Mistail; vgl. JOSEF ZEMP/ROBERT DURRER (vgl. Anm. 26), Abb. 8/17.
- 32 Zum monumentalen Aspekt der karolingischen Architektur und der Bündner Dreiapsidensäule im besonderen vgl. CAROL HEITZ, *L'architecture religieuse carolingienne. Les formes et leurs fonctions*, Paris 1980, S. 224, und HANS RUDOLF SENNHAUSER (vgl. Anm. 2), S. 210.
- 33 AUGUSTIN CARIGIET (vgl. Anm. 26), S. 115–118, Abb. 3 und 11.
- 34 Augustin Carigiet war örtlicher Leiter der 1978/79 vom Büro Sennhauser, Zurzach, durchgeführten archäologischen Ausgrabungen in Disentis, die von den Ausgräbern bisher noch nicht publiziert worden sind.
- 35 *Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden*, 3: Rhäzünser Boden, Domleschg, Heinzerberg, Oberhalbstein und Untereingadin, von ERWIN POESCHEL, Basel 1940, S. 180–182, Abb. 169–172; HANS RUDOLF SENNHAUSER, *Cazis*, in: *Vorromanische Kirchenbauten* (vgl. Anm. 12), S. 49–50, und HANS RUDOLF SENNHAUSER (vgl. Anm. 2), Abb. 15. – Cazis weist im Gegensatz zu den übrigen bekannten Blendarkadengliederungen Graubündens an den Bogenansätzen bei den Lisenen eine kapitellartige Ausbildung sowie darüber schmalere Wandvorlagen auf.
- 36 Kdm GR VI, S. 214–216, Abb. 235–238 und HANS RUDOLF SENNHAUSER, *San Vittore*, in: *Vorromanische Kirchenbauten* (vgl. Anm. 12), S. 303. – Die Blendbogen an diesem Bau sind gestuft.
- 37 JOSEF ZEMP/ROBERT DURRER (vgl. Anm. 26), S. 14–24, Abb. 7, 9, 12, 21 und 23, und HANS RUDOLF SENNHAUSER, *Müstair*, in: *Vorromanische Kirchenbauten* (vgl. Anm. 12), S. 227–228. – Bei St. Johann in Müstair waren die Längswände über den seitlichen Annexen wie bei St. Martin in Chur mit einer Abfolge von zehn Blendarkaden gegliedert.
- 38 JOSEF ZEMP/ROBERT DURRER (vgl. Anm. 26), Abb. 11.
- 39 Die Schrägung sowohl der seitlichen wie auch der Bogenleibung sind in Müstair weniger ausgeprägt als in St. Martin (vgl. JOSEF ZEMP/ROBERT DURRER [vgl. Anm. 26], Abb. 8, 9, 13 und 21). Überdies ist als Korrektur zu den Angaben von ZEMP und DURRER anlässlich der Innenrenovation von 1947 bei den nördlichen Fenstern des Langhauses ein «Putzanschlag» beobachtet worden, «der auf einen Fenstereinsatz deutet» (vgl. Nachträge zu Band 5, in: Kdm GR VII, S. 453).
- 40 Vgl. Kdm GR VI, S. 214 und Abb. 238.
- 41 WALTER BOECKELMANN, *Zur Konstruktion der Fensterbank- und -leibungsschrägen in der Einhardsbasilika zu Steinbach im Odenwald*, in: *Karolingische und ottonische Kunst. Werden, Wesen, Wirkung (Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie 3)*, Wiesbaden 1957, S. 141–149. – Die von BOECKELMANN (S. 146 und Anm. 1) mit Berufung auf OTTO MÜLLER postulierten waagrechten Fensterbänke in der Hauptapsis der Einhardsbasilika finden in dessen Publikation allerdings keine Bestätigung (vgl. OTTO MÜLLER [vgl. Anm. 25], S. 11 und Längsschnitt auf S. 4).
- 42 OTTO SCHÄFER (vgl. Anm. 10), S. 5.
- 43 In den Aufzeichnungen von SCHÄFER werden alle vorgotischen Bauteile grundsätzlich als «romanisch» bezeichnet.
- 44 OTTO SCHÄFER (vgl. Anm. 10), S. 9–10.
- 45 Vgl. dazu Kdm GR VII, S. 238 und Abb. 263 und 264.
- 46 JOSEF ZEMP/ROBERT DURRER, *St. Johann zu Münster* (vgl. Anm. 26), Abb. 11.
- 47 Kdm GR VI, S. 214–215 und Abb. 237.
- 48 Im Bereich der neugotischen Fensterausbrüche im mittleren und östlichen Teil der karolingischen Südfassade sind die Blendfelder unterhalb der neu angelegten Fenster bei der Renovation von 1918 ausgemauert worden.
- 49 Mausoleum der Galla Placidia, 1. Hälfte 5. Jh. (FRIEDRICH WILHELM DEICHMANN, *Ravenna. Hauptstadt des spätantiken Abendlandes*, Bd. II: Kommentar, 1. Teil, Wiesbaden 1974, S. 67–70); Santo Spirito, um 500 (FRIEDRICH WILHELM DEICHMANN, 1974, Bd. II, 1, S. 245–246); San Apollinare in Classe, Weihe: 9. Mai 549 (FRIEDRICH WILHELM DEICHMANN, 1974, Bd. II, 2, 1976, S. 237–240); San Apollinare Nuovo, 1. Hälfte 6. Jh. als Palastkirche von Theoderich «in nomine domini nostri Jesu Christi» errichtet (FRIEDRICH WILHELM DEICHMANN, 1974, Bd. II, 1, S. 120–121). Möglicherweise waren auch die Fassaden des Baptisteriums der Kathedrale ursprünglich mit Blendarkaden gestaltet; die heute bestehenden doppelten Rundbogen sind mittelalterlich (FRIEDRICH WILHELM DEICHMANN, 1974, Bd. II, 1, S. 24). – Die Abhängigkeit der Fassadengliederung frühmittelalterlicher Kirchen Graubündens von entsprechenden Bauten Ravennas ist bereits mehrfach postuliert worden, so in bezug auf St. Johann in Müstair (*Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden*, 5: Die Täler am Vorderrhein, II. Teil: Schams, Rheinwald, Avers, Münstertal, Bergell, von ERWIN POESCHEL, Basel 1943, S. 305), hinsichtlich von St. Martin in Cazis (ERWIN POESCHEL, *Frühchristliche und frühmittelalterliche Architektur in Churrätien*, in: *Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern. Akten zum 3. internationalen Kongress für Frühmittelalterforschung vom September 1951*, hrsg. von LINUS BIRCHLER ET ALIIS, Olten/Lausanne 1954, S. 119–132, besonders S. 122), und generell von HANS RUDOLF SENNHAUSER, *Kirchen und Klöster*, in: *Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz*, Bd. 6: Das Frühmittelalter, Basel 1979, S. 133–148, besonders S. 146.
- 50 FRIEDRICH WILHELM DEICHMANN, *Ravenna. Hauptstadt des spätantiken Abendlandes*, Bd. II: Kommentar; Teil 3: Geschichte, Topographie, Kunst und Kultur, Wiesbaden 1989, S. 253.
- 51 Zur Verbindung von oberitalienischen Bauten mit solchen nördlich der Alpen hinsichtlich der Aussengliederung vgl. FRIEDRICH WILHELM DEICHMANN, *Studien zur Architektur Konstantinopels im 5. und 6. Jahrhundert nach Christus* (Deutsche Beiträge zur Altertumswissenschaft 4), Baden-Baden 1956, S. 11.
- 52 FRIEDRICH WILHELM DEICHMANN, 1989 (vgl. Anm. 50), Bd. II, 3, S. 253.
- 53 Zu Trier vgl. K.-P. GOETHERT, *Basilika*, in: *Trier – Kaiserresidenz und Bischofssitz. Katalog der Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Trier, Mainz 1984*, S. 138–144. – Zu Aachen L. HUGOT, *Die Pfalz Karls des Grossen in Aachen*, in: *Karl der Grosse. Lebenswerk und Nachleben*, hrsg. v. WOLFGANG BRAUNFELS, Bd. 3: *Karolingische Kunst*, Düsseldorf 1965, S. 534–572, besonders S. 549–550, S. 553–555, Fig. 3 und 5.
- 54 Vgl. HANS WENTZEL, *Aula*, in: *Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte*, Bd. 1, Stuttgart 1937, Sp. 1277–1279. – Die Auffassung eines Gotteshauses als *aula dei* wird beispielsweise bei der Römer Kirche SS. Cosma e Damiano in ihrer Weiheinschrift von Papst Felix IV. (526–530) fassbar; RICHARD KRAUTHEIMER, *Corpus basilicarum christianarum Romae*,

- vol. 1, Città del Vaticano 1937, S. 137–143, besonders S. 138–139. – Der Begriff der Aula erscheint auch in der überlieferten Weiheinschrift Konstantins des Grossen für die Peterskirche in Rom: QVOD DVCE TE MVNDVS SVRREXIT IN ASTRA TRIVMPHANS/HANC CONSTANTINVS VICTOR TIBI CONDIDIT AVLAM (ACHIM ARBEITER, *Alt-St. Peter in Geschichte und Wissenschaft*. Abfolge der Bauten, Rekonstruktion, Architekturprogramm, Berlin 1988, S. 56 und S. 214–215). Die Evokation Christi im Sinne der *aula dei* ist hier klar fassbar, und mit dem Ausdruck *Constantinus victor* ist auch eine ideelle Verbindung zur *aula regis* gegeben.
- 55 Vgl. ARNE EFFENBERGER, *Frühchristliche Kunst und Kultur*. Von den Anfängen bis zum 7. Jh., München 1986, Abb. 43.
- 56 Vgl. JOSEPH GANTNER/ADOLF REINLE, *Kunstgeschichte der Schweiz*, Bd. 1: Von den helvetisch-römischen Anfängen bis zum Ende des romanischen Stils, 2. Aufl., Frauenfeld 1968, S. 280.
- 57 So ausdrücklich bei ERWIN POESCHEL (vgl. Anm. 49), S. 119–132, besonders S. 128. – Vgl. auch JOSEF ZEMP/ROBERT DURRER (vgl. Anm. 26), S. 20. – LINUS BIRCHLER, *Zur karolingischen Architektur und Malerei in Münster-Müstair*, in: Frühmittelalterliche Kunst in den Alpenländern. Akten zum 3. internationalen Kongress für Frühmittelalterforschung vom September 1951, hrsg. von LINUS BIRCHLER ET ALIIS, Olten/Lausanne 1954, S. 167–252, besonders S. 168. – HANS RUDOLF SENNHAUSER (vgl. Anm. 49), S. 146.
- 58 Vgl. Anm. 33 und 34.
- 59 An der Westwand wurde ein solcher Stichbogen bereits anlässlich der Renovation von Schäfer/Risch beobachtet (vgl. Kdm GR VII, S. 238). – All diese Entlastungsbögen sind Teil des spätgotischen Mauerwerks, womit diesbezügliche Vermutungen hinsichtlich eines gar vor die Zeit der karolingischen Kirche zurückreichenden Vorgängerbaus (CHRISTOPH SIMONETT [vgl. Anm. 21], S. 93) hinfällig werden.
- 60 Die Sohlbänke der drei Fenster am Chorscheitel sind wie alle übrigen Fensterbänke bei der Renovation von Schäfer/Risch in Kunststein erneuert worden.
- 61 OTTO SCHÄFER (vgl. Anm. 10), S. 6–7, vgl. auch den Grundriss nach Schäfer/Risch in: *Schweizerische Bauzeitung* 75/1, 1920, S. 6. – Ein gewichtiges Indiz dafür, dass in den beiden mittleren Jochen des Langhauses keine gotischen Fenster existiert hatten, besteht darin, dass die Lisenen der karolingischen Fassadenteile bis an die spätbarocken Lünettenfenster heranreichten; vgl. Kdm GR VII, Abb. 258.
- 62 Wir stützen uns darin auf Aussagen von Herrn Prof. Oskar Emmenegger, dem wir Struktur- und Farbanalyse dieses Verputzes verdanken.
- 63 Ein Aufriss der ausgeführten neogotischen Gestaltung der Westfassade, datiert auf Juni 1895, hat sich im *Stadtarchiv Chur* (J 150) erhalten.
- 64 Vgl. BRUNO WEBER, *Graubünden in alten Ansichten* (Schriftenreihe des Rätischen Museums Chur 29), Chur 1984, S. 197, Nr. 119.
- 65 Es handelt sich dabei um sieben, auf das Jahr 1847 datierte Planstudien im Stadtarchiv Chur, J 146a–c, J 147a, J 147c, J 148a.
- 66 Vgl. den Grundriss in der *Schweizerischen Bauzeitung*, 75/1, 1920, S. 6, solcherart im wesentlichen übernommen von POESCHEL, Kdm GR VII, Abb. 255.
- 67 Bei OTTO SCHÄFER (vgl. Anm. 10), S. 23, ist davon die Rede, dass an der Westfassade Überreste einer Prangerbank entfernt worden seien.
- 68 Vgl. dazu Kdm GR VII, S. 17–18.
- 69 Die beiden Konsolsteine an der Westwand des Seitenschiffes waren etwas höher angebracht als jene am Hauptschiff, was mit der zurückgesetzten Flucht des Seitenschiffes zu erklären ist.
- 70 Stadtarchiv Chur, *Ausgabenbuch der Stadt Chur*, F 36.20, S. 8/1 und 8/3.
- 71 Kdm GR VII, S. 287–288.
- 72 OTTO SCHÄFER (vgl. Anm. 10), S. 4.
- 73 CHRISTIAN UND ALAIN ORCEL/JEAN PIERRE HURNI (vgl. Anm. 29), Proben Nrn. 15, 16, 21, 34, 38, 47, 48, 61 und 63 im Schiff sowie 104, 109, 129, 145, 146, 153, 154 und 159 im Chor.
- 74 CHRISTIAN UND ALAIN ORCEL/JEAN PIERRE HURNI (vgl. Anm. 29), Proben Nrn. 20, 30, 40, 50 und 60 im Schiff sowie Proben Nrn. 110, 120, 130 und 140 im Chor. – Als einzige Ausnahme ist der Bundbalken über dem Chorscheitel (Probe Nr. 100) auf das Jahr 1487 datiert. Es ist der einzige Bundbalken der gesamten Dachkonstruktion, welcher eine tragende Funktion hat.
- 75 Im Scheitel des östlichsten Langhausjoches, in welchem übrigens der auf 1491 datierte Schlussstein angebracht ist (vgl. Kdm GR VII, S. 240 und Abb. 268), wurde in den feuchten Mörtel über dem Gewölbe die Jahreszahl [1]49[1?] eingeritzt.
- 76 CHRISTIAN UND ALAIN ORCEL/JEAN PIERRE HURNI (vgl. Anm. 29), Proben Nrn. 209, 214, 224, 234, 244 und 245. Dabei ist allerdings anzumerken, dass alle diese Hölzer in Zweitverwendung angetroffen wurden (der Dachstuhl ist 1989 vollständig ersetzt worden). Der ursprüngliche Dachstuhl scheint bei einer Erneuerung der Balkendecke in der Sakristei möglicherweise gegen Ende des 17. Jahrhunderts (vgl. Dendroproben Nrn. 603 und 605) mit den gleichen Hölzern wie zuvor neu errichtet worden zu sein. Negative des älteren Dachstuhles waren an einer sekundären Aufmauerung in den oberen Teilen der Sakristei-Ostwand zu beobachten.
- 77 CHRISTIAN UND ALAIN ORCEL/JEAN PIERRE HURNI (vgl. Anm. 29), Proben Nrn. 402–405.
- 78 CHRISTIAN UND ALAIN ORCEL/JEAN PIERRE HURNI (vgl. Anm. 29), Proben Nrn. 82 und 83. Die Dendrologen merken bei der Datierung dieser Balken wegen der relativ geringen Anzahl Jahrringe gewisse Vorbehalte an.
- 79 Schäfer/Risch geben an der Trennwand dieses östlichen Raumkompartimentes zur Sakristei einen Nebenaltar an (vgl. *Schweizerische Bauzeitung* 75/1, 1920, Grundriss auf S. 6), dessen zeitliche Entstehung im einzelnen derzeit allerdings nicht fassbar ist.
- 80 Unklar ist die zeitliche Diskrepanz zwischen den Angaben der schriftlichen Quellen, wonach in den Jahren 1505–1509 Beiträge «den Thurm abzubrechen» ausgeschüttet worden sind (Kdm GR VII, S. 234, Anm. 4), und dem allerdings nicht völlig gesicherten Schlagdatum der beiden im Hauptschiff-Dachstuhl nachträglich eingefügten Sparren von 1518, obwohl eine rasche Ergänzung des Dachstuhls im Hauptschiff zur Vermeidung von Witterungsschäden angezeigt gewesen sein dürfte. Kdm GR VII, S. 243; vgl. S. 234, Anm. 4.
- 81 POESCHEL, Kdm GR VII, S. 242, der sich auf die Beobachtungen von Schäfer/Risch stützen musste, hatte angenommen, dass die Erweiterung durch das Seitenschiff von Anfang an vorgesehen war.
- 82 Vgl. NORBERT NUSSBAUM, *Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik*. Entwicklung und Bauformen, Köln 1985, S. 173–179, Abb. 137 und 138, sowie KLAUS JAN PHILIPP, *Pfarrkirchen*. Funktion, Motivation, Architektur (Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte 4), Marburg 1987, S. 126.
- 84 NORBERT NUSSBAUM (vgl. Anm. 83), S. 180–181 und KLAUS JAN PHILIPP (vgl. Anm. 83), S. 127–128 und Abb. 103. – Vgl. auch GÖTZ FEHR, *Die Wölbekunst der Parler*, in: Die Parler und der schöne Stil, 1350–1400, hrsg. von ANTON LEGNER, Bd. 3, Köln 1978, S. 45–48.



- 85 NORBERT NUSSBAUM (vgl. Anm. 83), S. 221.
- 86 Vgl. ROLAND RECHT, *Les «traités pratiques» d'architecture gothique*, in: ROLAND RECHT (éd.), *Les bâtisseurs des cathédrales gothiques*, Strasbourg 1989, p. 279–285.
- 87 In der um 1470 eingewölbten Marienkapelle der Kirche St. Peter (*Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt*, 5: Die Kirchen, Klöster und Kapellen, 3. Teil: St. Peter bis Ulrichskirche, von FRANÇOIS MAURER, Basel 1966, Abb. 80 und S. 101–102) oder als Holzkonstruktion bei den 1512–18 eingezeichneten Chorgewölben von St. Leonhard (*Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt*, 4: Die Kirchen, Klöster und Kapellen, 2. Teil: St. Katharina bis St. Niklaus, von FRANÇOIS MAURER, Basel 1961, S. 186–187 und Abb. 209).
- 88 Beispielsweise im 1487 fertiggestellten Chor der Kirche Pfäffikon (PETER JEZLER, *Der spätgotische Kirchenbau in der Zürcher Landschaft*. Die Geschichte eines «Baubooms» am Ende des Mittelalters [Festschrift zum Jubiläum «500 Jahre Kirche Pfäffikon»], Wetzikon 1988, S. 107–111, Abb. 93 und 95) oder im 1511–1515 errichteten Chor von Dinhart (PETER JEZLER, *Kirchenbau*, Abb. 35; zum Datum des Chor Neubaus: S. 52).
- 89 NORBERT NUSSBAUM (vgl. Anm. 83), S. 182 und Abb. 142.
- 90 Abgesehen von der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Weil der Stadt und der Heilig-Kreuz-Pfarrkirche in Schwäbisch Gmünd, ist besonders auf das 1468 vollendete Chor der Pfarrkirche St. Martin in Wangen hinzuweisen (KLAUS JAN PHILIPP [vgl. Anm. 83], Abb. 113; Abb. 5 und 6; S. 131 und Abb. 107).
- 91 *Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern*, 4: Das Berner Münster, von LUC MOJON, Basel 1960, Abb. 6.
- 92 JOSEPH GANTNER, *Kunstgeschichte der Schweiz*, Bd. 2: Die gotische Kunst; Frauenfeld 1947, S. 152. – Vgl. dazu HELMA KONOW, *Die Baukunst der Bettelorden am Oberrhein* (Forschungen zur Geschichte der Kunst am Oberrhein 6), Berlin 1954, passim, und JOHANNES OBERST, *Die mittelalterliche Architektur der Dominikaner und Franziskaner in der Schweiz*, Zürich/Leipzig 1927, Tf. 2 und 3.
- 93 Vgl. JOSEPH GANTNER (vgl. Anm. 92), S. 152–153.
- 94 *Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden*, 1: Die Kunst in Graubünden. Ein Überblick, von ERWIN POESCHEL, Basel 1937, S. 102. – Stefan Klain, der Baumeister von St. Martin, kann als Begründer einer Schule spätgotischer Architekten in Graubünden bezeichnet werden (*ibidem*, S. 92–100).

#### ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb. 1: Rätisches Museum, Chur.

Abb. 2, 3, 8, 10, 12, 14, 15, 16, 18: Archäologischer Dienst des Kantons Graubünden (Hans Seifert).

Abb. 4, 6, 7, 9, 11: Daniel und Suzanne Fibbi-Aeppli, Grandson.

Abb. 5: Augustin Carigiet, Felsberg.

Abb. 13, 17: Zentralbibliothek, Zürich.

Abb. 19, 20: Architektengemeinschaft Gioni Signorell/Martin Heim, Chur.

#### ZUSAMMENFASSUNG

Baugeschichtliche Untersuchungen an der Kirche St. Martin in Chur erbrachten eine Reihe von neuen Erkenntnissen sowohl hinsichtlich der bestehenden spätgotischen Anlage als auch bezüglich des karolingischen Vorgängerbaus, von welchem sich besonders an der Südfassade grosse Teile im aufgehenden Mauerwerk erhalten haben. Hier konnte ein mit dem karolingischen Bau entstandenes Fenster von ungewöhnlicher Grösse und Gestaltung sowie ein nachträglich angelegter Hocheingang wohl zu einer Westempore gefasst werden. Im weiteren wurde eine eingehende Analyse der karolingischen Mauer- und Verputztechnik vorgenommen. Bei der spätgotischen Kirche waren in Verbindung mit dendrochronologischen Untersuchungen Präzisierungen bisheriger Kenntnisse hinsichtlich Gestalt und Genese dieses Baus sowie bezüglich späterer Veränderungen daran möglich.

#### RÉSUMÉ

Les recherches touchant à l'histoire et à la construction de l'église Saint-Martin de Coire ont permis de compléter largement nos connaissances tant par rapport à l'édifice gothique tardif encore existant qu'au bâtiment carolingien qui l'avait précédé. De ce dernier notamment, de grandes parties des maçonneries en élévation ont été conservées dans la façade sud actuelle. Nous avons pu y reconnaître une fenêtre de forme et de dimensions inhabituelles, de même qu'une haute porte percée ultérieurement dans les maçonneries primitives qui donnait probablement accès à une galerie occidentale. En outre, une analyse minutieuse des techniques carolingiennes de maçonnerie et de crépissage fut entreprise. Quant à nos connaissances de l'édifice gothique tardif, des analyses dendrochronologiques ont permis de préciser nos connaissances tant sur le plan de l'origine du bâtiment et de l'ensemble de ses structures que sur celui des modifications ultérieures.

#### RIASSUNTO

Ricerche di natura storico-architettonica sulla chiesa di San Martino a Coira hanno portato alla luce una serie di nuove indicazioni, sia sull'esistente edificio del tardo gotico, sia sulla precedente costruzione carolingia, della quale troviamo conservate vaste parti nell'opera di muratura della facciata sud. Qui è stata rilevata una finestra di forma e dimensioni insolite, nata con la costruzione carolingia, e un'entrata rialzata che probabilmente conduceva ad un matroneo ad ovest, applicata in un secondo tempo. Sono state inoltre analizzate a fondo le tecniche di muratura e di intonaco dei carolingi. Grazie a ricerche dendrocronologiche sulla chiesa del tardo gotico, sono state possibili alcune precisazioni sull'origine e la realizzazione di questo edificio e sulle modifiche attuate in seguito.

#### SUMMARY

Research into the history of the construction of St. Martin's Church in Chur has added a great deal to our knowledge of the existing Late Gothic building as well as the Carolingian one which preceded it. Large portions of the Carolingian masonry are preserved in the present south façade. We were able to identify a window of unusual size and shape as well as an upper doorway, which was subsequently made in the original wall and probably led to a west gallery. Moreover, a thorough analysis of Carolingian masonry and plastering techniques was undertaken. Dendrochronological analysis has revealed additional data about the Late Gothic church, both in respect to its form and genesis, and relative to later modifications.